

Briefe an das Leben

Von

Reinhold Eichacker



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart - Berlin - Leipzig

Anton HOFFMANN-MIENCHE

Preis 1 Mark.

Illustrierte Novellen und Erzählungen.

Wohlfeile Sammlung guter Unterhaltungslektüre.
Hervorragende Autoren.

- Wilh. Arminius, Eine Leidenschaft. Illustriert von Ed. Cucuel. 2 Mark.
Fritz Öbring, Die Wette. Illustriert von Ed. Cucuel. 16. Tausend. 1 Mark.
— Die Heze. Illustriert von L. Herwald. 8. Tausend. 1 Mark.
— Der Weiberschreck. Die beiden Wolges. Illustr. v. Jof. J. Kontota. 2 Mark.
Eduard Engel, Des Lebens Würfelspiel. Illustriert von H. Anter, H. Wahn und D. Zheuer. 9. Tausend. 1 Mark.
Reinhold Eichacker, Briefe an das Leben. Von der Seele des Schützengrabens und von den Schützengrabens der Seele. 1 Mark.
Ludwig Fulda, Die Hochzeitsreise nach Rom. Illustriert von Paul Rieth und H. Wahn. 18. Tausend. 1 Mark.
Rudolf Greinz, Die Rose von Altspaur. Illustr. von Prof. H. W. Schmidt. 2 Mark.
J. C. Heer, Der Spruch der Fee. Illustriert von E. Jeanmaire u. H. Wahn. 15. Tausend. 1 Mark.
Klaus Heim, Die dafür büßen. Illustriert von Ed. Cucuel. 3 Mark.
Heinz von Hemskerk, Die Gewitterkante. Illustriert von F. von Reznicek. 14. Tausend. 1 Mark.
Paul Heyse, Der Schützengel. Illustriert von E. Münch. 20. Tausend. 1 Mark.
Hans von Kahlenberg (Helene von Nonbardi), Die Schweizer Reise. Eine lustige und empfindsame Sommergeschichte. Illustriert von Ed. Cucuel. 8. Tausend. 3 Mark.
Alexander Moszkowski, Das Aber-Büchl. Illustriert von O. Fechner und E. Siegert. 10. Tausend. 1 Mark.
— Flatterminen. Illustriert von Walther Caspari. 5. Tausend. 1 Mark.
Ernst Mueltenbach, Auf der Sonnenseite. Illustriert von E. Reichert, H. Wandlitz, H. Reintke und anderen. 11. Tausend. 1 Mark.
Ernst und Ute Mueltenbach, Aus junger Ehe. Illustriert von E. Wedenmeyer. 9. Tausend. 1 Mark.
A. Noël, Didiers Braut. Illustriert von F. Slavaty. 10. Tausend. 1 Mark.
— Freundinnen. — Im Lichtmeer. Illustriert von Konrad Eggersdorfer. 8. Tausend. 2 Mark.
Hans Olden, Tannhäuser. Illustriert von E. Heilemann. 16. Tausend. 1 Mark.
Anna Riffer, Margherita. Illustriert von Richard Wahn. 13. Tausend. 1 Mark.
Hermann Schöne, Theater-Bohème. Illustriert von Richard Wahn. 10. Tausend. 1 Mark.
Richard Skowronnek, Die Frau Leutnant. Illustriert von E. Rosenstand. 12. Tausend. 2 Mark.
Rudolph Strag, Das weiße Lamm. Illustriert von F. Doubet. 6. Tausend. 3 Mark.
— Die armen Reichen. Illustriert von Oskar Bluhm. 10. Tausend. 3 Mark.
— Du und ich, Die Geschichte eines armen Offiziers. Illustriert von F. von Reznicek. 19. und 20. Tausend. 2 Mark.
— Der Stein von Angora. Illustriert von Paul Hey. 12. Tausend. 1 Mark.
— Samum. Illustriert von Chr. Speyer. 15. Tausend. 1 Mark.
— Vorbei. Eine Geschichte aus Heidelberg. Illustriert von E. Münch. 11.—13. Tausend. 1 Mark.
— Die Hand der Fatme. Mit 32 Illustrationen. 10. Tausend. 2 Mark.
— Wundes Wild. 4 Erzählungen mit 27 Illustrationen. 10. Tausend. 2 Mark.
Leo von Torn, Capricen. Illustriert von F. Slavaty. 8. Tausend. 1 Mark.
H. Villinger, Benz. Illustriert von H. Wald. 8. Tausend. 1 Mark.
— Im Wonnetal. Illustriert von H. Wald. 6. Tausend. 1 Mark.
Richard Voss, Neue römische Geschichten. Illustriert von Walther Caspari. 10. Tausend. 1 Mark.
— Santina und anderes Römisches. Illustriert von Max Schlichting. 8. Tausend. 1 Mark.
Adolf Wilbrandt, Der Rosengarten. Illustr. von Paul Rieth. 10. Tausend. 1 Mark.

Sämtliche Bände sind auch gebunden zum Preise von je 2 Mark,
Doppelbände je 3 Mark, dreifache Bände je 4 Mark erhältlich.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



Das Buch eines Mitkämpfers, wie es in diesem Kriege noch nicht geschrieben wurde: Briefe eines Todgeweihten, voll von lodernder Blut und Sehnsucht der Sinne und durchstrahlt von fast übermenschlicher Kraft der Seele. Das innerste Wesen dieses völkervernichtenden Ringens in seiner ganzen Furchtbarkeit und Größe und mit all den unsagbaren seelischen Leiden einer kämpfenden und verblutenden Menschheit lebt und zittert in Kampfbildern von ergreifender Wahrheit und packender Darstellungskraft, in Seelenschilderungen von erschütternder Echtheit und Tiefe. Hier ist jeder Brief ein Eigenes, jedes Kapitel ein Höhepunkt. Es sind *Kriegswahrheiten*, keine *Kriegsmärchen*, ohne Beschönigung aus dem Leben gegriffen, aber geschrieben und gemeistert von einem echten Dichter und Mitkämpfer in dem gewaltigsten aller Kriege.



Briefe an das Leben.



K 1916.12289

Briefe an das Leben

Don der Seele des Schützengrabens
und von den Schützengräben der Seele

Don

Reinhold Eichacker

Hauptmann d. L.

Illustriert von Professor Anton Hoffmann, München



8. Auflage



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

(Fernleihe: MF, 11.1.07 we)

Briefe an das Leben

Von der Seele der Stummstrebenden
und von den Stummstrebenden der Seele

Nachdruck verboten.

Alle Rechte, insbesondere das der Übertragung, vorbehalten.

Weltk. 678

Druck und Copyright 1916 der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart.

— Du bist das Lied, das mir mein Leben sang —
Aus Traumestiefen stieg Dein voller Klang;
Wie eine langersehnte Melodie
Erstandest Du! — Bernahm ich Dich auch nie,
Du warst mir traut, als kaum ein Ton erschallt,
Es zog mich fort des Wohllauts Allgewalt!
— Ich lauschte Dir wohl schon ein Leben lang . . .
Nun hör' ich Dich in jedem Glockenklang,
Nun schau ich Dich in jedem Baum und Strauch,
Ich atme Dich in jedem Windeshauch,
Mein ganzes Leben strömt nun mit Dir fort
Und klingt mit Dir zu jubelndem Akkord!
— — Du bist das Lied, das mir mein Leben sang,
Das noch beseligt, wenn es längst verklang — — !

Meinem Weibe

Weihnachten 1915.

Im Felde.

Inhalt.

	Seite
In der „Höhle der Erkenntnis“	9
Verschüttet	17
Etwas von Schlachtentod und Heldentum	28
Die Schwarzen greifen an	36
Im Lazarett der Seelen	50
Etwas von Liebe und Treue	68
Auf Patrouille	83
Etwas von Zeit und Ewigkeit	110



In der „Höhle der Erkenntnis“.

Ob wir es je gewußt hatten, Margot, wie leuchtend unsere Liebe war, wie taumelnd unsere Zärtlichkeiten, wie unendlich die Fülle all unserer täglichen, seligen Kostbarkeiten und kostbaren Seligkeiten, wie trunken die zitternde Erfüllung unserer Wünsche und Träume?

Ob wir es je gewußt hätten, ohne diesen Krieg? Ich sehe in Gedanken Deine weichen Lippen sich fest zusammenpressen, ganz fest, als wollten sie es nicht an die kalte Außenwelt lassen, das Wort, den Schrei, der meinem Sinnen und Grübeln Antwort gibt. Als wollten Deine weißen Zähne den noch ungeborenen Seufzer töten, der Deine Mundwinkel beben macht, auf daß er es nicht hinausschreie in die entsetzliche Wirklichkeit, die unsere glitzernden Träume geschändet und erdroßelt hat. Ich weiß es, Margot, auch Du schreckst in

dunklen, unendlich einsamen Nächten jäh und plötzlich auf, und die entseßliche Stille greift mit kalten, starren Fingern nach Deinem kleinen, zuckenden Herzen, das sich so oft dicht an das meine preßte, recht dicht, damit wir dem leisen Ticktack des anderen lauschen konnten, und uns freuen, wie nur Kinder sich freuen, wenn diese närrischen Schläge in unserer Brust da drinnen sekundenlang miteinander schlugen, wenn sie Schritt hielten und im Gleichklang marschierten, wie gute Freunde, die aufeinander warten und sich stützen. Und wie sie dann wieder auseinander flatterten, wie närrische Vögel, die einander jagen im Sonnenschein, und wie es dann wieder auf einmal zwei Herzen waren, zwei einzelne, törichte, glückliche Herzen, und zwei ganz anderen, richtigen Menschen gehörten, die sich in die Augen sahen, tief, damit sie die Seele des anderen tranken, die schillernde, räthselvolle Seligkeit, die da unten, unermesslich weit unten, ihnen entgegen lachte und glühte, wie das Rheingold aus den Fluten des Lebens — —!

Ob wir es wußten, wie lieb wir uns hatten? So lieb, daß wir die Strahlen der Sonne, das Silber des Mondes und die Zartheit der zittern-

den, glänzenden Sommerfäden greifen müßten, um ein Wort daraus zu formen, grenzenlos, unaussprechbar, und zart genug für unsere Liebe!

Jetzt ist es eng um mich geworden, und dunkel, nicht nur da drinnen, wo früher Dein helles, taumelndes Lachen lebte und leuchtete. Wir würden uns hier in meinem Unterstand nicht jagen und suchen können, wie einst — wie viele Menschenleben lang ist es wohl her! — wenn Du Dich leise in meinem Rücken heranschlichst, hoch auf den Behenispitzen, obwohl es Dich schmerzte, und wenn Du mir dann plötzlich mit einem lachenden Jauchzen die Arbeit aus den Händen zerrtest, die häßliche Arbeit, die gar kein Ende nehmen wollte, obwohl Deine Wünsche sie schon so lange umflatterten, wie bunte, seltsame Vögel, die es nur noch in den Märchen gibt. Ich würde Dich hier nicht jagen und fangen können, und mein philisterhafter Ärger, der damals noch nicht wußte, wie kostbar die Freude und wie töricht die Mühe ist, er würde nicht scheltend hinter den flatternden Blättern weißen Papiers um den Tisch rennen können, um dann doch glücklich und sieglos niederfallen zu müssen vor den flutenden Wellen Deiner göttlichen Fröhlichkeit und

vor den immer neuen Seligkeiten Deiner unlös-
baren Rätsel!

Eng ist es hier, Margot, eng und dunkel! Er-
immerst Du Dich, wie wir einst, Kopf an Kopf ge-
lehnt, in den merkwürdigen Büchern blätterten,
die uns von grausigen Fabelwesen der Urzeit er-
zählten, und von rauhen, haarigen Höhlenmenschen
der Sage, und wie wir uns unbewußt selig an-
schauten, und wie unter einem Gedanken unsere
Blicke durch unser Zimmer liefen, über die weichen,
seidigen Teppiche, über den breiten, glänzenden
Flügel, über das Ruhebett und die geräumigen
Sessel, über die kunstvollen Nischen und über all
die zahllosen, törichten Kostbarkeiten, die Zufall
und Laune in unser Leben verstreut hatten, und
die uns nun unentbehrlich geworden waren durch
all ihre Erinnerungen und süßen Heimlichkeiten.
Und wie Du mir leise über den blonden, kleinen
Schmurrbart strichst, mit Deinen weißen, seidigen
Händen und mich „Du häßlicher Haarmensch“
nanntest, und mich küßtest? Denkst Du daran?

Ja, Margot, nun bin ich ein Höhlen- und
Haarmensch geworden wie jene, die sich in Löchern
und Felsen verkrochen und um ihren Besitz kämpften

wie um etwas Kostbares, mit Molchen und Schlangen und scheußlichem Unzeug, weil sie dort in der Erde Rettung fanden vor Kälte und Nässe, weil ihnen diese erbärmlichen Löcher Zuflucht boten vor reißenden Tieren, feindlichen Menschen und riesenhaften Fabelwesen, deren Kraft und Gier sie im freien Felde zerquetschete und erdrückte. Sie kannten es nicht anders, und fühlten sich geborgen, und — vielleicht glücklich. — Wir aber lebten in kunstvoll gebauten Zimmern, erschaffen und geschmückt mit den Erfahrungen und Errungenschaften von Jahrhunderten und Jahrtausenden. Wir waren geschützt und geborgen vor Mord und Missethat, vor Menschen und Tieren, durch Gesetze und Verordnungen, durch allerlei Waffen und Panzer des Körpers und des Geistes. Und doch mußten auch wir uns verkriechen, wie jene, wir mußten uns Löcher und Höhlen wühlen, und sie teilen mit flüchtenden Nagetieren und scheußlichen Ratten, mit feuchtem, häßlichem Gewürm und quälendem Ungeziefer, und wir fühlen uns geborgen wie sie, und — fast glücklich, weil die Kälte des menschlichen Hasses an unseren Höhlen machtlos vorbeistreicht, und die grimmigsten Schthyo-

fauren menschlicher Mordlust fruchtlos Zähne und Krallen in den Boden schlagen, und ihn zerren und schütteln, hämmern und stampfen, und seine blutenden Fegen in die Lüfte werfen, wie ein Springbrunnen seine goldenen Tropfen. Wir sind in unseren Höhlen geborgen, Margot, wie jene Kämpfer der Vorzeit. Geborgen nicht vor dem großen Tode, der uns alle erwartet, geborgen nur vor seinen erbärmlichen Knechten und Henkern, die sich gerne in seine Gewänder kleiden und seine Gewohnheiten und Gebräuche annehmen. Geborgen vor jenen kleinlichen Mißgeburten des Todes, die gerne morden möchten, und doch nur Stückwerk verrichten und halbe Arbeit tun. Und wir wissen, daß ihr Fauchen und Wüten, ihr Dröhnen und Krachen uns hier nichts anhaben kann, bis der große Tod einst vorüberschreitet und mit breiter Faust und donnerndem Lachen auf unsere jammervolle Höhle schlägt, daß ihre dicksten Baumstämme zusammenknicken wie Schachtelhalme, und dem Totengräber die Arbeit erspart bleibt, und dem Überlebenden die drei Handvoll mitleidiger Erde. Ob der große Tod auch bald vor meine Höhle treten wird?

Die metallenen Ungeheuer da drüben hinter

der Höhe speien seit Stunden ihren glühenden, heißhungrigen, bluttriefenden Auswurf auf unsere Gräben. Noch haben sie uns nicht völlig gefunden und tasten nun mit ihren zentnerschweren Hammerfäusten den ganzen, blühenden Gang ab, als wollten sie horchen und fühlen, wo es verdächtig und hohl klingt. Ich höre sie seit Stunden stampfen und stoßen, hämmern und kratzen, ziehen und zerren, vor mir, neben mir und hinter mir. Sie wühlen und bohren sich näher und näher an mich heran. Mit feurigen Armen fahren sie in die Erde, mit häßlichem Schmatzen klappen sie ihre zackigen Kiefer in den klebrigen Lehm, und werfen mir den Sand auf diese Blätter Papier und auf das kleine, ungeglättete Brett, das nun mein Schreibtisch ist, und an die Wand gestellt wird, wenn ich aufstehen und mich bewegen will.

Ja, Margot, meine Behausung ist klein. Strohsack und Kistendeckel sind die ganze fürstliche Einrichtung. Winzig klein ist meine Wohnung und doch groß genug, um mein Sarg zu werden, viel zu groß! — Ich sehe, wie Deine Augen sich beschatten und mich traurig und vorwurfsvoll anschauen. Und ich fühle, daß ich Dir unrecht tat! Ich will ihnen

zujubeln den eisernen Scheufalen, die meine Hände zittern und meinen Atem wider Willen stocken machen, hohnlachend, siegestrunken, daß ihr Wüten vergebens, ihr Haßen fruchtlos ist! Daß dies elende Loch vielleicht meine letzten, blutenden Seufzer begraben mag, meine schwächste, sterbliche Menschlichkeit! — Mich nicht! — So mag er kommen, der große Tod! Und zerpflückte er meinen Leib in Atome, und risse er meine Seele hinein in seine Hölle von Blut und Eisen, von Feuer und Qualm, mein Grab wird er mir nicht zertrümmern, mein Königsgrab! Es wird mich bergen vor Hölle und Haß, und unsere Liebe wird auch ihn überdauern, den grausamen, den erlösenden, den großen Tod!

Und mögt ihr mich schmucklos begraben
 Hier draußen im feindlichen Sand,
 Ich werde ein Königsgrab haben,
 So herrlich, wie keines im Land!
 Ich grub es mit Liebe und Sorgen,
 Mir selbst einst in glücklicher Zeit,
 Dort bin ich vor Stürmen geborgen,
 Bis fern in die Ewigkeit.
 Und ob es auch keiner erschäue
 Mit Blumen und kostbarem Stein:
 Im Herzen der süßesten Fraue,
 Da werd' ich begraben sein!





Verschüttet.

Nun ist er doch an mir vorüber gegangen, der furchtbare, der große Tod! Langsam und unausweichbar hatte er seine eiserne, unerbittliche Hand gehoben, um mich zu zermalmern. Langsam und unausweichbar, und dann — hat er sie sinken lassen, spielend und spöttisch, und hat mich mit seinem kleinen Finger beiseite geschoben, wie man ein Geldstück beiseite schiebt für den Kellner, nachlässig, gesättigt, als gebe er mich als Trinkgeld zurück an das Leben!



Um Mitternacht sank mein Unterstand in sich zusammen wie ein Kartenhaus. Nicht plötzlich und zermalmend, langsam, ganz sanft und allmählich, als wolle er meinen Gedanken Zeit lassen, sich alles Geschehens bewußt zu werden und ihre Betrachtungen dazu zu machen.

Ein dumpfes Dröhnen und Brausen ließ mich die Augen aufschlagen. — Ich mußte wohl vor Übermüdung eingeschlafen sein. Mein Kopf war wirr und benommen. Der Strohsack lag neben mir, und ein Zittern lief durch die Wände und über die Decke meiner Höhle. Ein fader, süßlicher Gasgeruch drängte sich durch die Ritzen der Bohlentüre, und jetzt auch durch die Decke über mir. Ich rieb mir die Augen, strich mir über die feuchte Stirne. Es war alles in Ordnung, alles Wirklichkeit. Ich träumte nicht mehr. Borne über mir zeigte sich eine armdicke Spalte zwischen Decke und Türe. Die Spalte wuchs und wuchs, langsam und unaufhaltjam. Die Stützbalken der Seitenwände kamen ins Gleiten und Torkeln, wie Trunkene. Tiefer und immer tiefer senkte sich das schwere, meterdicke Dach über mir. Die schmalen Pfosten über dem Eingang beugten sich leise nach vorne, immer mehr, immer tiefer, immer schneller. Ich konnte sie zählen. Eben fiel der zweite Balken aus seinem seitlichen Lager, jetzt der dritte, der vierte, der fünfte. Gleich mußte der letzte meinem Gesichtskreis entschwinden. — Ich saß plötzlich oben, ganz hoch, viel höher als

die Türe gewesen war. Das ganze Dach kam ins Wandern, meterweise, handweise, fingerweise sackte es nach vorne. Wie die Körner eines Stunden-
glases. Und ich glaubte das Ticken meiner Uhr dabei zu hören, pochend, unregelmäßig und ängstlich. Oder war es das Klopfen meines Herzens? — Ich versuchte unwillkürlich die Uhr aus der Tasche zu ziehen. Es ging nicht! Mein Arm wurde festgehalten durch eine neue, drückend schwere Last, die vorher nicht dagewesen war. Ich versuchte, ihn gewaltsam hoch zu reißen — und stieß mit dem Kopf an einen kantigen Balken vor meiner Stirne. Im Rücken fühlte ich einen Druck, als ginge ich in einem dichten Gedränge. Eine dicke, flebrige Fleischersfrau stieß mich andauernd ungeduldig und rücksichtslos weiter.

„Vorwärts, junger Mann, vorwärts!“ Ich wollte mich nach ihr umsehen. Unmöglich! „Wer drängelt denn da so blödsinnig!“ — hörte ich einen dunklen Herrn neben mir sagen. Ich suchte mich auf die rechte Seite zu drehen, um diesem atemraubenden Drücken und Schieben zu entgehen, aber die dicke, unsichtbare Frau hinter mir schob weiter. Unbarmherzig, unwiderstehlich —!

„Himmelherrgott, wollen Sie denn nicht endlich das Drücken lassen! Sie sehen doch, daß ich hier vorne nicht weiter kann!“ War es meine eigene Stimme? Sie klang so sonderbar hohl und dumpf. — Mühsam schlug ich die Augen auf — tiefe Dunkelheit um mich her! Aber das Wandern war zum Stehen gekommen. Der Druck im Rücken hatte etwas nachgelassen, auch mein Arm war wieder frei geworden. Ich konnte ihn ohne große Mühe an mich ziehen und merkte dabei, daß ein dicker Balken quer über meinen Knien lag.

Meine Gedanken begannen wieder zu laufen und zu springen, hastend, eilend, fiebernd —! Wo war ich? Was war geschehen? — Die lästige, dicke Frau hinter mir war verschwunden. Ich fühlte nur den fetten, klebrigen Lehm in meinem Rücken. Wo eben der schwarze Herr gestanden hatte, war jetzt ein klobiger Balken, der sich schmerzhaft gegen meine rechte Schulter drückte. Den Strohsack fühlte ich an meiner Hüfte. Er hatte sich schützend zwischen mich und einen scharfen Pfosten gelegt. — Meine Gedanken arbeiteten und wühlten, tasteten und irrten, sprungweise, ziellos, verzweifelnd —! Plötzlich standen sie mit einem Schlage still, ganz

still, als hätten sie ein Kommando gehört, ein schmetterndes, schrilles Trompetensignal. — Da wußte ich plötzlich alles, — alles — trotz der Dunkelheit um mich her. — Ich — war — verschüttet! Durch eine Granate verschüttet! Begraben in meinem eigenen Unterstand!

Eine große, unendliche Ruhe kam über mich, als sei nun alles in Ordnung, und meine Neugier befriedigt. Fast hätte ich laut „sonst nichts?“ vor mich hin gesagt. Ich besann mich aber, daß ich allein war, und keiner mich hören würde. Da konnte ich mir den Atem sparen. — Atem? Zum ersten Male wunderte ich mich, daß ich noch lebte. Warum war ich nicht erstickt? Irgendwo mußte noch eine Luke, eine mir unsichtbare Öffnung sein, die mich mit Luft versorgte. Ich tastete mit der Rechten die Wand ab. Nichts! Überall Erde, feuchte, kalte Erde. — Ich ließ meine Linke auf Suche gehen —. Eine fette Ratte biß nach mir und verschwand fauchend irgendwo im Dunkel. Ein Ekel vor diesen scheußlichen Tieren schüttelte mich sekundenlang. Ich fühlte, daß mein linkes Bein eingeschlafen war. Ich konnte es mit beiden Händen unter dem Balken herausziehen und mich in kriechende Haltung auf-

richten. Dadurch bekam ich etwas Erleichterung. — Über meine Stirne strich eine weiche, kühlende Hand — ein Luftzug!

Ein wütender Wille zum Leben packte mich plötzlich und jagte mir Hitze und Kälte fiebernd über den Rücken. Meine Gedanken stürmten so heftig zusammen, daß mir das Blut in die Augen schoß. Ich mußte heraus aus diesem Dunkel! Heraus, bevor es da oben, über mir wieder zu wandern begann! Ich fühlte plötzlich, daß es heiß um mich war, ungewöhnlich heiß, und daß mein Atem schwer ging, wie nach langer Arbeit.

Mit beiden Händen fuhr ich gleichzeitig in die dunkle, zähe Masse vor mir, rasend, wütend — sinnlos! — Es war verhältnismäßig trockene Erde, in die ich griff. Wahrscheinlich die Decke meines Unterstandes, die nach vorn gesunken war. Sie gab meinem Stoßen und Graben leichter nach, als ich erwartet hatte. Ich wühlte wie ein Verzweifelter. Immer neue Erdmassen sanken, rollten, purzelten mir entgegen. Meine Hände schmerzten vom Krampfen und Zerren. Meine Unrast trieb sie immer von neuem vorwärts, unermüdlich, unerbittlich. — Ich grub; ohne Atem zu schöpfen,

obwohl mir das Wasser die Lider näßte und die Augen verdunkelte. Ich mußte nach meiner Berechnung schon Stunden so gegraben haben. Viele Stunden! Meine Fingernägel bluteten und bißen sich ineinander, wie wütende Hunde. Ich jagte sie von mir, ins Dunkel, wie Fremdlinge! Und meine Gedanken flogen mit ihnen hinein in das Schwarze, bohrten und krallten sich mit ihnen in diesen unendbaren, hohnlachenden Wall, tasteten und irrten, hierhin und dorthin, und flatterten, quälten und grübelten. —

Und wieder wußte ich plötzlich, wie alles gekommen war — —!

Zwei meiner besten Leute waren von platzenden Granaten erschlagen worden. Zu gleicher Zeit, an ganz auseinander liegenden Winkeln des Schützengrabens. Man hatte sich nicht einmal nach ihnen umsehen können. Unaufhörlich hämmerte und stampfte es gegen unsere Deckungen, pausenlos, unerhört, atemraubend! — Hindernisse, Brustwehr, Schutzschilds, Sandsäcke — alles, alles durcheinander gewirbelt, verzerrt, zerrissen, zerdreht, verwickelt. Schulterwehren verschwanden wie durch Zauber unter der Erde, scharfgegründete Hügelrollten

sich unversehens um klaffende Trichter. Rechts von mir stiegen plötzlich kleine, zuckende, närrische Flämmchen aus der Erde, liefen über die Säcke und zwischen den Pfosten. War da nicht eben noch ein Unterstand gewesen? Wo waren meine Leute, die dort geduckt gesessen hatten, schauernd, tatenlos, wehrlos — wie ich selbst?

Höher schlugen jetzt die Flammen aus jener Ecke, vermischt mit häßlichem, stinkendem Qualm. Himmel! Der Unterstand dort brannte. Meine Leute waren verschüttet. Ich mußte ihnen helfen, ohne zu zögern! Helfen trotz dieser Sintflut von Feuer und Erz da draußen! Helfen, bevor es zu spät war! Taumelnd griff ich mich vorwärts, nach dem Ausgang, und verwickelte mich im Telephondraht, der längst zerrissen und zerschossen am Boden lag. Ich warf mich vorwärts, ohne Besinnung. Vorwärts, — meine Leute da drüben erstickten, verbrannten! Vorwärts —! Eine dunkle Erdmasse segte mir entgegen, meterhoch, haushoch, und schlug mir die Türe gegen die blutende Stirne. Ein dichter, fader Gasgeruch trieb mir die Tränen in die Augen und zwang mich zum Niesen. — Vorwärts —! — vorwärts! — Ein schrilles Schreien

ging durch meinen ganzen Körper, als zöge mir ein Ungeheuer mit einem Rucke auf einmal alle Nerven bündelweise aus den Augen. — Dann wurde es dunkel um mich — tief dunkel —!

Meine Gedanken bauten und grübelten, während meine Hände bohrten und wühlten. — So also war es gekommen! Alles stand klar wieder vor meinen Augen, unheimlich klar! Eine feindliche Granate hatte meinen Unterstand zusammengeschlagen, wie eine hölzerne Lüge. Endlich war er auch zu mir gekommen, der große Tod! Der Tod? War ich denn tot? Wirklich tot? — Meine Stirne straffte und dehnte sich vor der Anstrengung der schmerzenden Gedanken. Wie kam es, daß es mich nicht zerrissen hatte zu unendlichen, blutigen Fetzen? Daß es nicht alles verschlungen hatte in einem gierigen Wirbel von Feuer und splitterndem Erz? — Wie kam es, daß ich noch lebte? Immer noch lebte, nachdem ich Ewigketten hier unten gegraben hatte, in der entsetzlichen, grauenerregenden Finsternis.

Meine Sinne kehrten langsam wieder zurück. Ich fühlte es ganz deutlich, als seien sie etwas Fremdes, Außenstehendes. Einzelne kamen sie wieder,

zu zweien, rudelweise, wie verirrte Lämmer. Das wütende Brausen unter meiner Hirnschale ließ deutlich merkbar nach. Ich wurde mir klar darüber, daß dieses unaufhörliche Dröhnen und Stampfen, Achzen und Fauchen außen, dort über mir war. Daß dieses Krachen da draußen Granateinschläge waren. Und daß diese Stimmen Verwundeten gehörten. Daß ihre Schreie ertranken in einem Chaos des Jüngsten Tages. Stimmen? Schreie? — Hörte ich wirklich Stimmen? — Einen Augenblick hielt ich Hände und Atem an, um zu lauschen. „Mutter!“ stöhnte es plötzlich neben mir. Und nochmals: „Mutter!“ Diesmal ganz deutlich und dicht. So dicht, als ob ich es mit der Hand würde greifen können. — Meine Hand griff — ins Leere! — Blendendes, schmerzendes Licht und ätzende Luft fluteten mir entgegen. Meine jauchzenden Sinne brannten sich hinein in diese Helle des Tags, wie glühende Pfähle, unwiderstehlich, — warfen sich über die wankenden Bretter, die mir den Ausweg versperrten, beteten und jubelten, als spotteten sie nun all der unaufhörlich und mit tosendem Krachen einschlagenden Geschosse; und — krallten sich plötzlich schreiend und

kreisend um etwas Entsetzliches, Furchtbares, das da draußen, dicht vor ihnen, grinsend entgegenstarrte, mit blinkender, glitzernder Schnauze, als läche es all ihrer Hoffnungen und Wünsche ans Leben —! Meine Blicke sanken wie welke Blätter zur Erde vor diesem entnervenden Lachen — meine Hände griffen ins Dunkel —!

Vor meiner Höhle lag eine französische 28-cm-Granate, kalt und drohend, ein Blindgänger, menschenhoch, glatt und unverfehrt, in voller todesficherer Kraft, inmitten eines Feuerwerks platzender Geschosse — und lauerte!





Etwas von Schlachtentod und Heldentum.

Heute früh, in der Dämmerung, haben wir Peter Klett begraben! Er war mir mein liebster und tüchtigster Unteroffizier. Und er wurde in der gleichen Stunde von einer Granate zerrissen, in der sie mich herausgruben aus meiner Höhle. Unter seiner Führung. Ich wurde gerettet. Er fiel! Wie so manche fielen, an jenem Morgen! — Noch am Abend vorher hatte ich mit ihm gesprochen. Lange und ernst, wie zwei Freunde miteinander sprechen, die sich kennen und sich vertrauen. Er hatte mir von seiner Heimat erzählt, von seinem jungen Weibe und von seinem Kinde. Seine Frau ist in Hoffnung, zum zweiten Male. Er fürchtete, daß sie erführe, wie blutig die Kämpfe hier sind. Das würde sie ängstigen und ihr schaden in ihrem Zustande. Sie müssen sich sehr lieb ge-

habt haben, die beiden! Nun muß ich ihr schreiben, Margot, daß wir ihn begraben haben, den Peter Klett! Weil er mich retten wollte. —

Bin ich ein Feigling, Margot? — Ich habe bisher nicht den Mut gefunden zu diesem Briefe. Ich kann nicht! Kann ihn nicht schreiben, diesen Brief! — Es ist mir, als sollte ich zum Mörder werden an jenem hoffenden Weibe und an jenem Ungeborenen in ihrem Schoße. Als hielte mir Peter Klett drohend und unsichtbar die Hand fest: „Du! Töte mein Weib nicht!“ — Bin ich ein Feigling? —

„Dulce et decorum est, pro patria mori!“ So haben sie ihm auf sein Grab geschrieben, die Kameraden. Er war Oberlehrer daheim, und sie glaubten wohl, daß es dem Toten dort Freude machen würde, wenn sie ihm etwas Lateinisches mit auf den Weg gäben. Dulce et decorum est —! Dulce et — — Ist er wirklich so süß, der Tod fürs Vaterland, wie uns die anderen alle versichern? —

Ich kannte einen lustigen, forschenden Leutnant. Von der Garde. Der sagte mir mal mit seinem schnoddrigsten Lachen: „Sehn Se, det Krieg spielen

wäre ja ganz nett, wenn's man den Heldentod nicht jübe!" — Und der Junge hatte das Eiserne Erster, und war ein Draufgänger und Tollkopf. Dulce et decorum est! Wer hat recht von den beiden?

Es ist etwas Sonderbares um Schlachtentod und Heldengröße! „Deutschland, Deutschland über alles!“ Unter den Klängen des Liedes haben unsere jungen Soldaten gestürmt. Immer von neuem gestürmt! Unermüdlieh, unwiderstehlich! Obwohl der Feind ihre Reihen mähte, maschinenmäßig, ohne Auswahl. — Der biedere Bürger daheim mag es beim Frühstück gelesen haben. In seiner Zeitung. Nach seinen Handelsberichten. Bei einem Butterbrot mit Marmelade. Ob er sie wohl beneidet hat, jene Toten, um ihren Tod? Ob jene alle ihn sich ersehnt haben, diesen Tod?

Dulce et decorum est —, sagte der eherne Römer. Und er ist süß, der Tod fürs Vaterland! Süß und ehrenvoll, wie kein anderer! Weil er, der ihn starb, seine Pflicht getan hat, als Mensch. Weil er gelitten und gekämpft hat für seine heiligsten Ideale, für sein Vaterland! — Aber haben nicht auch die Überlebenden ihre Pflicht getan, genau so wie er? Haben nicht auch die

Überlebenden für ihr Vaterland gekämpft und gelitten, und dürfen nun jubelnd und siegreich heimziehen zu ihren Lieben, und sich auch der Früchte des Sieges erfreuen?! —

Dulce et decorum est — ! Man hat es ihm auf das Grab gesetzt, dem Peter Klett! Auf ein schlichtes Kreuz. Dulce et decorum — ! Vor meinen Augen sehe ich plötzlich ein anderes Kreuz. Das Kreuz eines Menschen, der auch seine Pflicht tat, und dafür sterben mußte. Eines Menschen, der eine Welt erlösen wollte, und dafür gekreuzigt wurde. Und ich sehe diesen Menschen im Garten Gethsemane, auf den Knien ringend vor seinem Gott. Und ich höre seine Worte: „Herr, wenn es möglich ist, laß diesen Kelch vorübergehen an mir!“ — Und dann stand er auf, weckte seine Jünger, und — ermutigte sie! —

Dulce et decorum est! — Ich werde ihr heute schreiben, der Frau des Peter Klett!



In meiner Kompanie ist ein Befreiter, der mir zu denken gab. Störter heißt er. Klaus Störter. Seit Kriegsbeginn steht er bei mir im

Felde. Vor kurzem wurde er verwundet. Ein Streifschuß am linken Arm. Seitdem ist Klaus Störter verändert. Ein völlig anderer Mensch! Er war der erste aus meiner Kompanie, dem ich das Kreuz anheften konnte. Er hatte es redlich verdient! Nicht mit Gold zu bezahlen war der Bursche in kritischen Stunden. Allein durch sein Beispiel! Nie habe ich einen Menschen gesehen von gleicher Waghalsigkeit, von gleichem Leicht-sinn. — Wenn eine gefährliche Patrouille zu gehen war — Störter meldete sich als erster! Wo es irgend etwas Verwegenes zu tun gab, — er war dabei. Es schien ihm geradezu ein Lebensbedürfnis zu sein, mit dem Tode zu spielen. —

So hatte er einmal mit zwei Kameraden gerungen. Zum Scherz. Im Schützengraben. Wie sich große Jungen balgen, wenn sie sich langweilen. — Dabei flog seinem Gegner die Mütze vom Kopf. In hohem Bogen. Über die Brustwehr. Zufällig schaute ich hin. Störter lacht wie ein Kind, — schwingt sich aufs Brett — mit einem Satz raus aus dem Loch — drei Sprünge vor —, Mütze gepackt — und zurück in den Graben! Während die drüben feuern, wie toll! — Wir lagen

uns damals kaum 300 Schritt gegenüber. — So war mein Klaus Störter! — Ich habe ihn manchmal tadeln müssen und mahnen, sich besser zu decken. Dann lachte er nur übers ganze Gesicht und meinte: „Ach, mich erwischt es ja doch nicht!“

Nun hat's ihn doch einmal erwischt! Einmal, nur ganz wenig, — ein einfacher Fleischschuß. Und doch: welche Wirkung!

Ich fragte mich oft, ob es denn noch immer derselbe wäre, derselbe Klaus Störter, der lachte, wenn es zum Sturm ging, der „Heiffa!“ rief, wenn die Granaten kamen. Wo ist jetzt sein Leichtsinn?!

Ernst und ruhig tut er seine Arbeit — genau wie die anderen. Wenn das gewohnte Säusen heranpeift, deckt er sich schnell — genau wie die anderen. Es hat mir lange zu denken gegeben. Jetzt weiß ich es, Margot: An jenem Tage hat man ihm seinen Glauben erschossen! Seinen sieghaften, törichtten Glauben ans Schicksal!

Er sah sie fallen, beim Sturm und im Graben, — es waren die anderen! Er sah sie bluten und hörte sie stöhnen, — die anderen, die anderen! Er blieb stets er. Was war ihm der Tod, was

waren ihm Schmerzen? Ein Märchen, das von den anderen erzählte. Er kämpfte für sie, und er weinte um sie. Und dennoch, — es blieben „die anderen“. Das Leben war traurig, und grausam das Sterben. Er konnte es nicht ändern. Ihn ging das nichts an. Nicht so und nicht so. Das waren — die anderen. Er blieb stets der Störter. — — Da traf ihn die Kugel!

Sie haben ihm seinen Glauben erschossen, und all seinen Leichtfinn! Und doch ist er mir nur noch lieber geworden, der Störter. So, wie er jetzt ist! — In einem ist er der alte geblieben: er meldet sich immer, zu jeder Patrouille, zu jedem Handstreich — genau so, wie früher!

Mit einer wahren Verbissenheit meldet er sich. Mit einem Ausdruck des Drohens, des Trogens in seinen Augen, der ihm vorher ganz fremd war. Als gälte es jetzt einen Kampf mit dem Tode, mit dem er bisher nur — gespielt hat. — Erst jetzt ist Klaus Störter ein — Held geworden!

Wie viele mögen ihn leben, den Wahn von den — „anderen“! Wie viele schöpfen aus ihm ihre Kraft! Vorbilder sind sie den anderen an Kühnheit und Stärke, und sind doch oft schwach —

vor den „anderen“. Vor den anderen, die fühlen, daß sie kein Zauber schützt; die wissen, daß sie wie andere sind! — Vor den anderen, die trotzdem ihre Pflicht tun, obwohl sie es wissen. Die furchtlos dem Tode entgegengehen, obwohl sie ihn — sehen!

Draußen, vor meiner neuen Behausung, geht eben Hans Werner vorbei. Mein Befehlsempfänger. Auch er ist einer von jenen, die immer — „die anderen“ sehen, und sie erleben, wie man wandernde Bilder erlebt. Übrigens ein prächtiger Junge! Holte beim letzten Gefecht drei schwerverwundete Kameraden heraus. Aus dem tollsten Feuer. Einen nach dem anderen. Ohne zu zögern. Ein Wunder, daß er zurückkam. — Spricht einer vom Sterben, singt er vom Leben! Er hat sich einen merkwürdigen Grabvers geschrieben, der Schlingel. Mein Bursche erzählte ihn mir:

Steh, Wanderer, still und weine!
 Hier ruhen meine Gebeine.
 Ich wünscht', es wären — deine!

— Er schrieb ihn, um Klaus Störter zu ärgern.
 Weil dieser nicht lachen wollte —!





Die Schwarzen greifen an!

Um 7 Uhr 15 morgens griffen die Franzosen an. Nicht die weißen Franzosen. Die schwarzen! Senegalneger, die Schlachttiere Frankreichs. — Nach siebenstündigem, atemraubendem Trommelfeuer, das nach menschlicher Berechnung kein Sterblicher heil überleben konnte! Wir lebten noch immer — und warteten! Sechs Meter unter dem gewachsenen Boden lagen unsere „Wartefäle“. Schräg in die Erde gewühlt. „Tapferkeitsstollen“ nennt man sie draußen.

Um 7 Uhr 15 morgens verlegte der Feind sein Feuer nach rückwärts auf unsere Reserven. Unsere Posten schlugen Alarm. Wir sprangen an die Gewehre, die Gasmasken vor dem Gesicht. Sekundenlang wimmelte es in dem Graben, wie in einem Ameisenhaufen. Ein fieberndes Hasten, Rennen, Rufen und Stoßen. Sekundenlang. Dann stand

jeder an seinem Platz. Jeder, der lebte. Und jeder ein Fels in der Brandung. Jeder gewillt, seine Stellung zu halten, selbst gegen die Hölle.

„Gasangriff!“ Hundert und wieder hundert Paare weit aufgerissener Kämpferaugen bohrten ihre Blicke hinein in die häßlich qualmende Wolke, die sich träge und undurchdringlich auf uns heranzwälzte. Hunderte brennende Kämpferaugen, starr, drohend, todbringend! Sie konnten kommen, die Schwarzen! Und sie kamen. Erst einzeln, in großen Abständen. — Tastend, wie die Arme eines entsetzlichen Dintenfisches. Gierig, saugend, wie die Zangen eines gewaltigen Untiers. So stürmten sie näher, dampfend und flackernd in ihrer Wolke. Ganze Leiber und einzelne Glieder, grell beleuchtet, im Schatten versinkend, näher und näher! Starke, wilde Gefellen, die klobigen, fett schwarzen Schädel mit einem schmutzigen Lappen umwickelt. Zähnefletschend, pantherähnlich, mit eingezogenem Unterleib und vorgestreckten Hälsen. Einige mit Bajonetten an den Gewehren. Viele nur mit dem Messer. Scheusale alle in ihrem vertierten Gassen. Abschreckend die verzerrten, dunklen Ori-

massen. Entsetzlich die unnatürlich aufgerissenen, glühweißen Augen. Grauenhaft, schaudererregend diese Augen! Als seien sie scheußliche Wesen für sich. Unirdische, höllentstprungene Wesen. Als liefen sie ihren Trägern voraus, gepeitscht, entfesselt, nicht mehr zu bändigen! Wie tollgewordene Hunde und fauchende Katzen, mit einer brennenden Bier nach Menschenblut, mit einem grausamen Gleißer viehischer Tücke. Hinter ihnen in einer neuen Wolke, die erste Welle der Stürmer, eng beieinander, eine einzige rollende, schwarze Mauer, steigend und fallend, wankend und wogend, undurchdringlich, unübersehbar! —

„Standvisier! — Schützenfeuer! — Ruhig zielen!“ — Scharf und deutlich klang mein Kommando, und wurde überall richtig verstanden. Die Leute standen, wie in Stein gemauert, die Lippen fest zusammengepreßt, die Backenmuskeln geschwollen, und zielten. Wie auf dem Scheibenstand. —

„Feuer!“ und „Dieser halten!“ — Die ersten Schwarzen fielen in unsere Drahthindernisse, kopfüber, purzelnd, wie Budel im Zirkus, in vollem Zagen. Einige erhoben sich halb, blieben hängen, schnellten sich weiter, kriechend, gleitend, wie

Schlangen, — zerschnitten die Drähte, — sprangen darüber, — taumelten — fielen —.

Näher und näher rollte die Mauer. Lücken entstanden und schlossen sich wieder, Reihen stockten und — rollten von neuem. Wrrrrwt rrratt — tenggg! fffff — frack! Unsere Artillerie sandte ihre Willkommengrüße! Ganze Gruppen stürzten zusammen. Zerfetzte Körper, lehmige Erde, splittende Steine wirbelten wild durcheinander. Die schwarze Welle stockte, wankte, schloß sich — und rollte, näher und näher, unaufhaltsam, zerräbernd, zerschmetternd! — Unruhig flackerten die Gewehre. Ein mißtöniges, stimmloses Knattern. — Noch immer standen die Leute und zielten, schossen und zielten. Ruhig, sicher, kein Schuß vergebens. Das Trampeln und Schnauben von Tausenden keuchender Bestien fraß durch den Boden. Nur noch 300 Schritte wogte die Flut vor unseren Hindernissen, vor ihren Nesten, — jetzt 200 — 100 — unaufhaltsam, brandend und brausend — 50 Schritte —! „Schnellfeuer!“ brüllte ich, — schrie ich hinein in das schwellende Knattern. Ein Orkan verschlang meine Stimme! Als wäre die Hölle losgelassen, mit einem Schlage, rasend, tosend, alle Begriffe verschlingend —! Ein

Stoßen und Stampfen, ein Schrillen und Schreien, Krachen und Knattern, ein Kreischen und Pfeifen. Ein dichter Schleier verhüllte die Mauer. Erdkrusten, Rauchfahnen, schwarze, weiße, rote, gelbe Blitze zuckten und zündeten in diese Wolke. Rasselnd, tackend, stoßend, hämmernnd, knatternd. Ohne Pause krachten die Schläge. Hell und schrill die Gewehre, dunkel und tosend die Granaten.

Und jetzt kam das Grausige, unausdenkbar Entsetzliche! Eine Wand von Blei und Eisen legte sich plötzlich dicht vor die Gräben, über die Hindernisse, über die Stürmenden. Ein sinnberaubendes Hämmern und Ticken, Knacken und Schlagen, Rattern und Knattern schlug alles nieder, ohrenzerreißend, nervenpeitschend: unsere Maschinengewehre flankierten die Schwarzen!!

Wie eine unsichtbare Hand strichen sie über die Menschen und schmetterten sie zu Boden, zerreißen, zerfegend! Wie der Herbststurm über die Felder braust, wogten sie stutend über die Reihen und knickten die Leben! — Wie der Hagel unter die Ähren, jagten und prasselten ihre Geschosse und brachen die Willen!

Einzelnen, gliedweise, reihen- und haufenweise

stürzten die Schwarzen. Nebeneinander, hintereinander, übereinander. Zu Klumpen durcheinander gewürfelt, zu Wällen, zu Hügeln. Neue Massen stürmten heran und ebten, stürmten und stolperten, stürmten und stürzten. Neue, und immer neue! Wie aus dem Boden gewachsen, schossen sie aufwärts!

Wir hatten Verluste. Schwere Verluste. Da griff einer plötzlich zur Stirne und wankte. Dort sprang ein anderer gurgelnd zur Seite und stürzte. Platt und schwer, wie ein Steinfloß. Sffiffst — ging es über die Köpfe. Die Franzosen warfen Schrapnelle gegen unsere Gräben, pfeifend, krachend, lagenweise. Jagten das Blei auf unsere Häupter, wie feurige Schloßen. Ohne Rücksicht auf eigene Truppen! — Wir preßten uns näher heran an die Deckung, wühlten uns tief in den blutenden Boden. Und schossen, luden und schossen, ohne Befinnung. Einmal mußten sie ja wohl stoßen, da vor uns! Mußten erschöpfen und rückwärts fluten! Ich beugte mich vor, um nach vorne zu sehen. Eine Kugel riß mir die Mütze vom Kopf. Warmes Blut rann mir über die Stirne. Ich strich es beiseite, ärgerlich, ungeduldig über die

Störung. Heftiger floß es, verklebte die Augen. Ich drückte mein Taschentuch fest auf die Wunde und schoß nur mit der Rechten. Es gab keine Pause. Immer noch wuchsen sie wie durch Spud aus der Erde.

Ein Schwarzer fällt, drei stürmen statt seiner! Neben mir wälzt sich ein Mann auf der Erde. „Wasser! — Wasser! Ich sterbe!“ — Ich kann ihm nicht helfen. Später, später! Die Hölle tobt weiter. Die Schwarzen bekommen Verstärkung. Endlich stürmen sie selber, die Weißen, die Sklavenhalter, die „Grande nation“, eine schnellende, rollende, blaugräuliche Masse! In wüchtigem Anlauf geht es hinüber über die erste Welle. Jetzt sind sie verschwunden. Da tauchen sie auf, wie aus der Versenkung. Hierhin und dorthin spritzen die Reihen. In weiten Sprüngen. Allen voran die Offiziere, mit hoch geschwungenem Säbel. Wie auf den Bildern! Ein prächtiger Anblick. Jetzt sind sie heran an den Leichen der Schwarzen, dem Kirchhof der Bestien. Sekundenlang stockt es wie vor Entsetzen, dann rollt es hinüber über die Toten. Springend und wälzend, Duzende fallen. —

Noch immer stehen wir starr an den Luken.

Die Nerven gespannt bis zum Platzen, feuchend, fiebernd, blutend —! Wir dürfen nicht wanken. — „Ruhe, Kinder! Nur Ruhe!“ — Wir müssen sie ruhig heranlassen, bis an die Drähte. Wie vorher die Schwarzen. Die Schwarzen? Wo sind sie? Verschwunden! Nur ihre Toten ließen sie liegen. Es wird ihnen ebenso gehen, den Weißen! Sie werden erwartet. Die todspeienden Maschinengewehre liegen ja drüben! Liegen und lauern! Bis ihre Zeit gekommen ist! — Ruhe, nur Ruhe! Sie liegen und lauern — noch immer — sie schweigen — Jetzt —! nein — ich fiebere —! „Schnellfeuer!“ — Pfeifen! — Mein Nebenmann taumelt — ich horche nur, warte, horche und warte, nur auf das eine! Was ja doch kommen muß, endlich kommen muß — kommen muß —! Großer Gott, wir sind sonst verloren! — Ruhe, nur Ruhe! Jetzt werden sie mähen! Jetzt müssen sie knattern, unsere Maschinengewehre, — die treuen Retter — jetzt — gleich —! Worauf mögen sie warten?! Schon sind sie da vorn in den Drähten! — Teufel und Hölle! Das hält ja kein Mensch aus! — Sie zögern zu lange! — Gleich sind sie am Graben! — ah! — endlich!

— ein Rasseln — ein heiseres Knattern — hilf Himmel, was ist das?!

Ein teuflisches Heulen wiehert von drüben, zerreißen, viehisch, schrillend —! Die Schwarzen, die Teufel! — Wie kommen sie in unsere Flanke da drüben?! Dort stehen ja unsere Maschinengewehre! Es darf nicht sein! — Da! Hölle! Sie haben Handgranaten — sind ihnen im Rücken! — Hilf, Himmel! — Die Weißen! — Sie sind an der Brustwehr! — Ein riesiger Bursche setzt über den Graben und schwingt seinen Spaten! Ich reiße mich seitwärts, und jage ihm eine Kugel entgegen! Auf drei Schritte Abstand! — Mitten ins — aufgerissene Maul —! Er schreit, — spuckt mir einen Strahl schwarzen Bluts auf den Armel und taumelt! Sie sind schon im Graben und ringen wie Tiere. Hans Werner rennt eben einem kleinen, französischen Offizier sein Bajonett durch den Leib. — Ich kämpfe mit zweien. Wie im Traum! — „Achtungsverletzung! Drei Jahre Zuchthaus!“ jagt es mir durch den Schädel. — Ganz ohne Gedankenverbindung. Das Grauen macht irrsinnig und frisst am Gehirne. — Ein hagerer Bursche rennt mir in die Seite und packt meine Gurgel. —

Ich drücke ihm beide Daumen in die Augen. Fest, tief. — Er schreit laut auf, schreit wie ein weidwundes Tier. Eine Kugel wirft ihn nach hinten. — Von links kommt uns Hilfe! — Die zweite Kompanie ist ihnen in die Flanke gekommen. Die Franzosen rennen. Wie die Gehegten. Eine Granate plakt mitten dazwischen, packt zwanzig, dreißig, wirft sie meterhoch, haushoch, wie einen Spielball. Sie laufen noch weiter, oben in der Luft, auf dem Kopf gehend, scheußlich — und sacken zur Erde. Köpfe, Beine, zuckende Körper! Die Franzosen rennen — bis hinter die Leichen. Der Rest wird zusammengehauen, gefangen. Brave Leute, die von der Zweiten! Gehen vor, wie Teufel! Sie stürmen und fallen. Die drüben liegen und feuern. — Nun müssen die Unseren zurück! —

Wir ringen nach Atem. Verwundete wälzen sich rings und stöhnen und ächzen. Der Graben schwimmt im Blut. Weit mehr als die Hälfte der Kompanie ist getötet. Wir sind nur ein Häuflein. Ich sammle die Tapferen und verteile sie über den Graben. Sie blicken entschlossen, schwer atmend und feuchend. — Mein Fuß stößt beim Gehen hart an zwei Leichen. Wütend ineinander gekrallt.

Ein Marokkaner über einem der Unseren. Die Zähne in seine Kehle gebissen. Wie eine Katze. Der andere stieß ihm den Dolch in die Seite. Da steckt er noch immer. Sie sind beide tot. Wächsern und dunkelblau die Gesichter. Verdreht, weit aufgerissen die Augen. Ich schaue dem Unseren forschend ins Antlitz und halte mich schauernd: Hans Werner! — Ich wanke —.

Ein wütendes Knattern und Saußen und Pfeifen ruft uns an die Posten. Sie stürmen von neuem. Jetzt wieder die Weißen, von vorne, von seitwärts —! Sie sind in der Flanke! Dahinter die Schwarzen in scheußlichen Klumpen. — „Sand- sätze her!“ Die Sandsätze fliegen von Hand zu Hand. Ein Ball türmt sich mitten im Graben. Die andere Hälfte ist längst überflutet, ein Knäuel von Menschen! Ein Holzstück schlägt mir gegen die Schulter — krachend — ich schreie! — Ein Volltreffer mitten in unsere Munition — es war unsere letzte —! „Störter!“ — Ich rufe — ich schreie — ich brülle! — „Störter!“ — zum Teufel, wo bleibt nur der Störter! Handgranaten herüber! — Wir müssen sie räuchern! — Ich packe die Schnur und zähle ganz laut! — Es tut mir wohl und

macht mich fast ruhig: einundzwanzig — zweiundzwanzig — dreiundzwanzig — und los! — Ein schauriges Krachen! — Ich ducke mich unwillkürlich hinter den Sandberg! — Ein neues Krachen — diesmal in unserem Rücken. — Ein Stöhnen und Schreien — „Zurück und Deckung!“ Die Kerls werfen wieder mit Handgranaten — ein feuriger Kreisel herüber, hinüber — jetzt schwächer und schwächer — sie rennen nach rückwärts — und fliehen —!

Ein brausendes Hurra —! Hilf, Himmel, die Rettung! — Verstärkungen kommen. Die Vierte und Dritte — ich kenne die Leute — und auch von der Ersten — alles durcheinander — Versprengte gesammelt — voran mein Klaus Störter!

Jetzt drauf und hinüber! Die Franzosen wehren sich rasend, wie Ober! Sie halten den Graben. Die Toten häufen sich vor ihren Wällen — weiter, nur weiter! — Klaus Störter ist plötzlich dicht vor mir — zehn Schritt nur. — Er schwingt seine Hacke — ein Feuerstrahl schießt ihm entgegen — er stürzt — er dreht sich um seine Achse und fällt auf den Rücken. Sie schnappen nach ihm und

ziehen ihn halb in den Graben — An den Beinen und Stiefeln! — Wir halten die Arme — ein wütendes Zerren hinüber, herüber! — Klaus Störter selbst hilft uns und tritt nach den Feinden. Sie müssen ihn lassen, sie lockern schon merkbar. — Da — Hölle! — schreit Störter — ein schrilles, gellendes, marterndes Schreien — Ein Knacken von Knochen —! Die Teufel haben ihm seine Beine ausgefugelt, ausgedreht, ganz aus den Gelenken. — Er stöhnt und rollt vor die Brustwehr. — —

Eine rasende Wut packt mich. Ein Dürsten nach Rache! Rache! — Die Hunde! — Mein Revolver, mein Dolch sind mir beim Ringen entfallen — Ich fasse eine Flasche —! Die Hölle schickte sie mir zur rechten Zeit! Wie ein Tier jetzt selber vor Haß schnelle ich vorwärts. Meine Flasche fährt krachend und splitternd auf einen wolligen Schädel, in eine verzerrte Grimasse —! Ein heißer Strahl zuckt mir durch die Schulter — ein Schlag — ein Zerren — ich greife ins Leere — umkrampfe ein Etwas — werfe mich aufwärts — und knicke zusammen. Ein wirrer Schleier wogt vor meinen Blicken — ein fernes Knattern dröhnt

mir in den Ohren — entzündend, verröthelnd —
„Klaus Störter — ich komme!“

— „Nach längerer Artilleriesvorbereitung griffen
weiße und farbige Franzosen unsere Stellungen
mit starken Kräften an. Es gelang ihnen, in
einigen unserer vordersten Gräben Fuß zu fassen.
Ein heftiger Gegenangriff warf sie im Nahkampf
wieder zurück. — Sonst nichts von Bedeutung.“ —

So sagte der Heeresbericht an jenem Tage.





Im Lazarett der Seelen.

Warme, goldene Spätsommersonne liegt auf den atmenden, träumenden Feldern, wiegt sich und schaukelt sich, auf und nieder, auf den rauschenden Wipfeln der Buchen, schwingt sich ins Fenster, lugt in den großen, weiß gestrichenen Saal und sprüht und glitzert, funkelt und leuchtet, als wollte sie all den Verwundeten dort in den vielen, sauber bezogenen Betten ein Willkommen zujauchzen: „Ich bin wieder da! — Und auch ihr seid noch da, und fühlt meine Wärme und trinkt meine Bönne, meine flutende, goldene Welle des Lichts.“

Und ich atme diese Woge, Margot! Schlürfe sie, trinke sie, wie nur ein Mensch zu trinken vermag, der — aus der Nacht kommt! Stürmisch und zitternd, wie ein Verdurstender, und doch behutsam und sacht, wie ein Träumer, der — das Erwachen fürchtet. —

Es ist alles so friedlich hier. So unirdisch friedlich! Gibt es denn wirklich noch Frieden auf Erden?! Ohne Morden und Würgen und Hassen?! Gibt es noch Frieden?

Ich sehe sinnend die lange Reihe der eisernen Lager, höre die ruhige Stimme des Arztes, folge den lautlosen Schritten der Schwester, die sorgend vorbeigeht und zärtlich über meinen Verband streicht, lausche dem brummenden Summen der Fliegen — und träume, — träume, den so unsagbar feligen Traum, — daß ich noch lebe.



Neben mir liegt seit einigen Tagen ein Schwerverletzter; ein Unteroffizier. Ein junger, kräftiger Mensch. Brustschuß, mitten durch die Lunge. Zwei Finger vom Herz ab. Bleich und schweigsam liegt er in seinen Kissen. Die anderen meiden den Mann und werfen ihm fremde, verächtliche Blicke zu, wenn sie von ihm sprechen. Flüsternd und heimlich. Dann preßt er die Rippen fest aufeinander, — fest, ganz fest, als wolle er etwas erstickten da drinnen, das an den Tag will. — Eine flammende Antwort auf all diese lautlos redenden

Blicke, eine stürmische Anklage gegen ein graujames, ungerechtes Geschick, ein Wort, einen Namen, der alles erklärte. — Sie verachteten ihn alle, die anderen! — Er rechnet ja nicht mehr zu ihnen, die ihre Wunden mit Ehren tragen. Ihn riß es nicht nieder in ehrlichem Kampfe, Mann gegen Mann! — Ihn traf — seine — eigene Kugel!

Und er fühlt diese Blicke; wie brennende Dolche. Mit geschlossenen Augen fühlt er sie! Ihn schmerzt diese stille, kalte Verachtung mehr als die Wunde. Aber er schweigt. Die Blicke starr auf die Decke gerichtet, starr und traurig, — und schweigt. —

Nur einmal hat er gesprochen! Einmal. Die anderen waren hinaus — in den Garten und badeten sich in der Sonne. Nur er blieb zurück, — und ich. Da sah ich: er weinte! Weinte nach innen. Still und lautlos. — Und ich gab ihm die Hand. Weil ich mußte! Weil ich wußte: der Mann war kein Feigling! Und ich sagte es ihm. Das brach seine Starrheit. In wilden Krämpfen schüttelte ihn plötzlich das Weinen. Schüttelte ihn wie ein Kind, unsagbar weh, schluchzend und hilflos. — Ich sprach ihm Trost zu, so gut ich es konnte. Dann wurde er ruhig. Er

faßte plötzlich nach meiner Hand, stürmisch und dankbar, unendlich dankbar, sah mir lange und forschend ins Auge, drückte mir nochmals die Hand, wie unter einem schweren Entschlusse, schlicht und vertrauend, wie einem Bruder, und dann erzählte er mir — wie es gekommen war. — — —



Ich stehe seit Kriegsbeginn im Felde. In der Champagne. Hart war die Zeit, aber schön. Denn man tat seine Pflicht. Ich gewöhnte mich schnell an das rauhe Leben da draußen, obwohl ich es anders gewohnt war. Und der ständige, regelmäßige Dienst, die heftigen Kämpfe, Tag für Tag, halfen mir langsam auch über das Schwerste, über die Sehnsucht nach meiner Heimat, — nach meinem Weibe. — Ich war kaum ein Jahr verheiratet, als man zum Krieg rief. Wir waren glücklich, wir beide, namenlos glücklich. Zärtlich, wie in den ersten Tagen. — Als ich ins Feld mußte, war mein Weib trostlos. Ganz gebrochen ließ ich sie zurück. Das machte mir anfangs das Herz schwer. Dann beruhigte sie sich allmählich. Wir schrieben uns täglich, und meine Gedanken

kannten nur sie. — Monate gingen, Monate kamen. Das erste Kriegsjahr nahte dem Ende. — Da — — gab man mir Urlaub!

Zehn Tage Urlaub, zehn lange Tage und zehn ganze Nächte! Nach einem Jahr Feldzug! Ach, war ich glücklich! Närrisch war ich vor Freude! Zehn Tage Urlaub! Was waren dagegen auf einmal die Leiden, was alle Entbehrungen, die ich erlitten! „Zehn Tage Urlaub!“ jauchzte es in mir, als ich in meinen Unterstand stürzte, um meine paar Sachen zusammenzupacken. „Zehn Tage Urlaub!“ jubelte ich, als ich den Kameraden zum Abschied die Hand gab. — Lachend, und auch ein wenig neidisch, winkten sie mir noch nach, aus dem Graben. Ja, sie konnten mich beneiden, sollten mich beneiden, sie alle! Wie ein Trunkener lief ich zum Bahnhof, der 10 km zurücklag. „Zehn Tage Urlaub!“ ratterten die Schienen, auf denen ich heimwärts glitt. Heimwärts, zu meinem Weibe! Morgens um 5 Uhr würde ich daheim sein! — Mein Häuschen tauchte auf vor meinen Blicken. Die Rosen umrankten die Türe. Und sie würde noch schlafen da droben, ruhig, und ahnungslos, daß das Glück schon vor ihrer Tür stand. Sie

würde vielleicht gerade träumen von mir, daß ich im Kampf sei, da draußen im Westen. Und ich würde läuten, leise und langsam, um sie nicht zu schrecken. Wie ein Fremder würde ich läuten. Wie der Postbote, oder der Bäcker. Und dann würde sie öffnen, und mich anstarren, wie einen Traumgott, und ich würde sie glücklich lachend umschlingen: „Mädel, da bin ich!“ — Und wir würden selig sein, unsagbar selig! — Zehn Tage Urlaub! — immer von neuem erlebte ich schon meine Ankunft und ihre Freude. Immer wieder fiel mir noch etwas Schöneres, Besseres ein, wie ich sie wohl überraschen könnte. Hundert Pläne erfann ich, hundert verwarf ich. — Ich stand am Fenster meines Wagens, mit leuchtenden Augen. Nie waren die Felder so schön gewesen, die Wälder so lieblich, wie diesen Sommer! Es ging ja zur Heimat! — Wenn die Kameraden da draußen grüßten, winkte ich glücklich und lachend: „zur Heimat!“ — Wenn die verbrannten Gemäuer der Dörfer griesgrämig starrten, fühlte ich doppelt den Zauber der Heimat! —

Und dann — war ich daheim! Endlich daheim! Die Hügel und Wälder des heimischen

Städtchens, noch verschwommen im Dunkel des Morgens', grüßten mich alle, wie alte Bekannte. Jetzt erkannte ich die Umrisse des Kirchturms, und drüben die Kuppel vom Rathhaus. — Dort wohnte Franz Mauter, das heißt, seine Witwe. Er selbst war gefallen — und da war der Bahnhof! Noch ganz so, wie vor einem Jahr. Nur etwas stiller. Eine einsame Lokomotive dampfte auf dem Nebengeleise, und wartete, bis ihre Zeit kam. — Der Zug hielt schnaubend, — ich stand schon längst auf dem Trittbrett, — fiebernd vor Sehnsucht! „Nicht aussteigen!“ schrie man schon winkend. Es war der Vorstand, ein fremdes, neues Gesicht. „Nicht aussteigen! Warten!“ Was wußte der Mann wohl von zehn Tagen Urlaub?! Wie konnte er ahnen, wie kostbar jede Sekunde war, wenn man von draußen kam! Warum sollte ich warten? Weil es gefährlich war, abzuspringen? Ich mußte laut lachen. Pah! wir waren andere Gefahren gewöhnt, da draußen! — Herrgott, waren die Menschen hier langsam am Ausgang! Von einem Bein trippelte ich auf das andere, vor Ungeduld. Eine Ewigkeit schien es mir, bis mein Fahrchein geprüft war. Ich riß ihn dem

Manne fast aus den Fingern, und sprang fort. Der Schaffner lachte: „Das ist auch wieder so einer, der den Urlaubskoller im Leib hat!“ — Und ich lachte zurück: „Ja, zehn Tage Urlaub!“ — Mit einem Ruck nahm ich mein Gewehr über die Schulter, strich mein Koppel zurecht, und warf schnell einen heimlich-stolzen Blick auf mein schwarzweißes Bändchen, — und tauchte hinein in das Dunkel der Straßen. Die Häuser schliefen noch alle. Meine Schritte hallten laut an den Wänden. Die Straßenreiniger kamen in kleinen Trupps, den Besen und Spaten über der Schulter, junge Burschen und bleiche Frauen. Die Männer standen im Felde. — Langsam lichtete sich der Himmel. Einzelne Fabriken und Lager öffneten die Tore. Die breiten, steinernen Mäuler fraßen das Dunkel. Es flüchtete sich in die Häuser, und saß in den Fensterhöhlen. — Es dämmerte, als ich daheim war! Nun war er gekommen, der Augenblick, endlich gekommen! Nun war sie da, die Stunde, die ich ersehnt hatte, zwölf lange Monate, im Antlitz des Todes! — Dort war die Straße mit ihren breitfronigen Bäumen, dort war der Brunnen. Er schwieg jetzt und träumte. Und

dort, ganz hinten, im Grün versunken, da stand es, — mein Häuschen! Da lag es, — mein Glück!

Mein Herz schlug einen Wirbel, wie Trommelfeuer da draußen, als ich vor der Türe stand. Ich mußte die Hand auf die feuchende Brust pressen, und kurze Zeit warten. — Ich zitterte in der Erwartung. Alles war ganz so, wie ich es mir ausgemalt hatte. Die Rosen über der Türe, der blühende Garten, die schmucken Vorhänge, der träumende Frieden. — Nun mußte ich's wecken, das schlafende Glück!

Ich hob die Hand — und sah eine Aufschrift, dicht unter der Klingel. Mit Kreide geschrieben. Ach so, ja — natürlich, wir hatten Einquartierung. Ich erinnerte mich plötzlich, daß meine Frau es mir flüchtig geschrieben hatte. „Ein Feldwebel, zwei Mann“, stand dort gekreidet. Schon halb verwischt. Meine Hand drückte unwillkürlich die Klinke nieder — sie öffnete sich zu meinem Erstaunen. Aha! — sie mußte wahrscheinlich jetzt unvergeschlossen bleiben. Wenn nachts noch Befehle kämen. Das traf sich vorzüglich. Mein Herz klopfte vor Freude. Nun würde ich sie noch im Schlaf überraschen!

Auf den Zehenspitzen schlich ich über den kurzen Flur, am Wohnzimmer vorbei, die Treppe hinauf. Leise, — ganz leise, daß nur keiner es hörte! Da rechts war das Fremdenzimmer. Da wohnte jetzt wohl der Feldwebel vom Ersatzbataillon. Die Mannschaften waren gewiß im Speicherzimmer gut untergebracht. Und da, geradeaus, gleich neben dem Fremdenzimmer, winkte die Türe zu unserem Schlafzimmer, dort — gerade vor mir — zum Greifen nahe —!

Jetzt würde ich's wecken — das lachende Glück! Leise klopfte ich, — viel zu leise, — lautlos blieb es drinnen im Zimmer. Noch einmal klopfte ich etwas lauter — ein Rascheln von Leinen — ein Stuhl rückte — jetzt hatte sie sicher mein Pochen gehört — ein leichter Schritt huschte zum Fenster, ein Laden wurde aufgestoßen — das Herz schlug mir bis zum Halse! Jetzt mußte es kommen! — jetzt würde ich zu ihr ins Zimmer treten — jetzt würde sie mir mit einem seligen Aufschrei entgegenfliegen — ich öffnete bebend die Türe —!

Himmel und Hölle! — Das Zimmer drehte sich mir plötzlich mit allem — siedend und brausend, flimmernd und wirbelnd — und mitten in diesem

Wirbel stand da ein Mensch, — ein fremder Mann, über das Bett gebeugt, in dem er noch eben gelegen hatte — — und hielt in den Armen ein zitterndes, zärtliches Weib — mein Weib!

Auf meinen Schrei sprang er auf, wütend und fluchend. „Kreuzdonnerwetter! Was ist das! Können Sie Flegel nicht klopfen?! Der Teufel —!“ — Er kam nicht weiter. Mein Weib stieß einen gellenden Schrei aus, — schrie meinen Namen, schrie ihn in Todesentsetzen —. Da packte mich wieder der Wirbel! — Mit einem Satz war ich mitten im Zimmer, würgte den Kerl mit der Linken am Halse, und schlug ihm krachend den Kolben gegen den Schädel, einmal — zweimal —, daß er platt hintenüberstürzte. Schwer, wie ein Sack. Keinen Laut gab er von sich, der Schurke!

Da faßten mich weiche Arme von rückwärts. Wie vom Feuer erfaßt, fuhr ich herum. Da lag es vor mir, — mein Weib, das ich ersehnt hatte, alle die Monate, ersehnt in dem Toben der Hölle! Lag auf den Knien, kaum bekleidet, — verführerisch schön — die Hände mir flehend entgegengestreckt — und winselte zitternd um Gnade. Ein rotes Feuer brannte mir vor den Augen! Keuchend

hob ich den Kolben, knirschend, rasend —! Das Weib machte mich sinnlos mit ihrer Schönheit! Wieder hob ich den Kolben, toll und verzweifelnd — „Schlag zu!“ rief sie flehend — „schlag mich doch endlich zu Boden!“ — Da ließ ich ihn — sinken! Und lachte, lachte laut und wahnsinnig, sah noch einmal umher in dem Zimmer, wie ein Verrückter, sah auf den blutenden Schurken da drüben, sah auf das lockende, weinende Weib — und dann war ich draußen! Jagte die Treppe hinunter, mit einem Satz — durchrannte die Straßen, — über die Felder — rannte, wie von Furien gehegt — und fand mich am Bahnhof! Auf den Gleisen stand eben ein Zug, zur Abfahrt bereit. Ein Munitionszug nach Frankreich. Ich sprang über die Schranke, — die Leute schrien, der Schaffner brüllte —. Ich setzte über die Gleise, — schon rollten die Räder über die Schienen. Keuchend, gepeitscht jagte ich hinter dem Zuge her, holte ihn ein, — flammerte mich verzweifelnd fest an dem Wagen, — und schwang mich hinein! — Der Zug — rollte weiter! —

Es war ein Güterwagen. Wahrscheinlich nur zur Aushilfe. Er war leer. Die Türen standen

offen. Ich schob sie zu, und kauerte mich in die Ecke. Zitternd und frierend, trotz der Wärme des Tags. Ich sah, daß mein Rock zerrissen war. Das schwarzweiße Band des Eisernen Kreuzes hing nur noch am unteren Ende des Knopflochs. Meine rechte Hand blutete. — „Mörder!“ fuhr es mir durch den Kopf. — Nur einen Augenblick. — War ich ein Mörder? Er würde sich wieder erholen von meinem Schläge, der Schurke. Ich bedauerte es fast, als ich es dachte. — Und mein Weib? Was würde aus ihr? — Eine heiße Welle trieb mir plötzlich das Blut in die Augen. — Das also war meine Heimkehr gewesen, meine selige Heimkehr! Ich preßte meine Fäuste fest in die Augen, um nicht zu denken. — Das war meine Heimkehr! Nun hatte ich's ja geweckt, — mein Glück! Das war seine Antwort!

„Zehn Tage Urlaub!“ — Ich lachte es keuchend hinaus in die Winde. Zehn Tage Urlaub! — Die Worte drehten sich mir im Gehirne, paukend und höhrend. Zehn Tage Urlaub! Die Schienen stießen es mir in die Seele, stampfend und schmerzhaft. Wo war jetzt mein Urlaub?!

Fuhr ich nicht wieder zurück, in die Fremde,

faum, daß ich gekommen war? Flüchtete ich nicht aus der „Heimat“ zum Feinde, wie ein Verbrecher? — Eine wilde Verzweiflung warf mich zu Boden. Ich krampfte die Hände in den Tor-nister, stieß meinen Kopf an die rasselnden Wände — meine Adern waren gespannt zum Platzen — mein Kopf dröhnte — es zerrte und würgte mir an der Kehle! —

Mein Entschluß stand fest. Ich würde mich zur ersten Patrouille melden, sobald ich zurück war. Und ich würde nicht wieder heimkehren von dieser Patrouille. Es war ja so leicht, im Kriege zu sterben. Nichts leichter, als sterben! Sobald ich zurück war! — Sobald ich zurück war? — Aber was würden sie sagen, wenn ich jetzt schon zurückkam?! Mein Urlaub hatte ja erst eben begonnen! Was sollte ich ihnen sagen? — Ich müßte ihnen mein ganzes Leid ausbreiten, wie einen Teppich. Sie würden mich sicher bemitleiden, würden es als eine Nervenanstrengung empfinden, draußen im Felde. Wie ein spannendes Filmstück. Andere würden mich heimlich verspotten. Sie wußten ja alle, wie ich sie liebte! Ich würde sie ihnen enthüllen müssen, die Schmach meines Weibes, meines angebeteten,

treuloſen Weibes. Alles mußte ich ſagen, kalt und grauſam, anklagend — ſchändend —! Nein, nein, ſo durfte es ja nicht kommen! Niemals! — Ich durfte mein Weib nicht entehren vor ihrem Urtheil! Ich mußte etwas anderes erfinden, einen anderen Grund, einen harmloſen, gleichgültigen Grund! Ich mußte —!

Aber würden ſie es mir glauben? Würden ſie es nicht ſchließlich doch erfahren, wie es wirklich geſchehen war? — Meine Augen brannten ins Leere. — Ja, ſie würden es ſicher erfahren, mußten es ja erfahren, wenn ich zurückkam! Man würde den Menſchen finden, den mein Kolben zu Boden warf, — in meinem Hauſe, — bei meinem Weibe. Man würde mich aus der Heimat verfolgen, wegen Angriffs auf einen Vorgeſetzten. Man würde mich vor ein Kriegsgericht ſtellen und mich auf Jahre ins Zuchthaus werfen. Mit Schimpf und Schande würde man mich hinausstoßen aus dem Heere, — mir meine Treſſen und Orden vom Rucke reißen, und — vor mir ausſpeien! —

Mein Blut ſauſte in meinen Ohren; — mein Kopf wirbelte. Neue, immer neue, ſchreckhafte Bilder meiner That und ihrer Folgen ſtiegen vor

mir auf. So hatte ich es ja noch gar nicht betrachtet! Von allen Seiten stürmte es heiß auf mich ein. — Ich hörte wieder den Fluch jenes Menschen — in meinen Ohren schrillte der Schrei meines Weibes, der all mein Glück und mein Leben zerriß. — Nun hatte ich alles, alles verloren! Weib und Heimat, Glück und Ehre! Alles unwiderbringlich dahin!

Meine Blicke folgten müde den Telephondrähten, die neben den Gleisen einherliefen, wie meine Gedanken, sinkend und steigend, auf und nieder. Ich hörte ihr summendes, wisperndes Raunen. Jetzt telegraphierten sie gewiß schon vom Bahnamt daheim an den Bahnhof der Grenze. „Fangt ihn, haltet ihn! Er sitzt in dem Zuge! — In vollem Fahren sprang er hinein. — Fangt ihn, haltet ihn!“ — Und sie würden mich erwarten, dort an der Grenze. Sie würden am Zuge entlang gehen und mich hinauszerren. Würden mich fortschleppen wie einen Verbrecher — mitten hindurch durch die gaffende Menge. — Und man würde höhnisch mit dem Finger weisen auf mich, auf mein Eisernes Kreuz, — und tuscheln!

Fiebernd spielten meine Hände mit dem Lauf
 Eschacker, Briefe an das Leben.

meines Gewehres. Ein Gedanke durchzuckte mich plötzlich, blitzähnlich, blendend, — befreiend! Wenn du es tätest! Wenn du ihnen zuvorkämfst! Der kalte Schweiß stand mir auf der Stirne. Ich preßte den Stahl fest gegen die Augen, gegen die schmerzenden, brennenden Augen. Ah, — wie das wohl tat! Wie das mich kühlte! —

Ein scharfer Pfiff riß mich jählings zusammen. — Die Bremse freischte gegen die Räder — ein harter Stoß warf mich heftig nach vorne — —. Hinter dem Wäldchen erkannte ich Häuser, näher und näher — der Rauch stieg aus den qualmenden Essen. — Und da war der Bahnsteig. Er war gedrängt voll von wartenden Menschen. Und viele Soldaten —. Ein Offizier mit zwei Begleitern stand an der Rampe —. Ich fühlte die Blicke, — wie sie dem Zuge entgegen liefen, die Wagen abtasteten, und dann bei mir hängen blieben — an meiner Türe — an mir allein! Hundert Meter fühlte ich sie — und sah das Gewehr in der Sonne! Mit zitternden Händen lud ich, — und lauschte. Der Zug war endlos — und stoppte rasselnd. — Jetzt mußte die Lokomotive bald bei ihnen sein, bei ihnen da vorne. — Jetzt würden

sie zu ihren Waffen greifen — meine Finger tasteten gierig zum Abzug — — Jetzt würden sie kommen, und rufen — und nach mir fassen — jetzt — ha! — jetzt — gleich —! Ein heftiger Schlag warf mich nieder —! — So ist es gekommen! — Man fand mich erst hier in der Fremde — und — lebend!

— Er unterbrach sich — plötzlich — verstummend. Die anderen kamen zurück aus dem Garten. Rauchend und lachend. Und sie gingen an ihm vorbei, fremd und grußlos. Wie immer, seit Tagen. Ja, sie verachten ihn alle, — den Selbstverstümmelter — den Feigling! — Und er liegt, wie immer, bleich und reglos, — mit fest aufeinander gebissenen Lippen — die Blicke starr auf die Decke gerichtet — und schweigt!





Etwas von Liebe und Treue.

Wie wäre ich doch einsam ohne Dich!
Du fehltest mir, wenn ich mich heimwärts schlich,
Dich suchte ich, wenn meine Seele fror,
Du schwebtest mir in meinen Träumen vor.
In jeder Schönheit hab' ich Dich erkannt,
Bis ich Dich selbst und Deine Schönheit fand!
Nun treibt die Erde Frucht uns jeden Tag,
Wir grüßen uns in jedem Ansel Schlag,
Wir atmen doppelt jeden Blumenhauch,
Uns blüht verzweifacht jeder Blütenstrauch,
Wir finden uns in jedem Himmelsstern;
Du bist mir nah, und wärst Du noch so fern.
Du lebst in mir, und ich belebe Dich,
Ich bin nun Du, und Du bist ewig ich,
Ich schloß Dich ganz in meine Seele ein — —
Nun kann ich niemals wieder einsam sein!



„Wie wäre ich doch einsam, ohne Dich!“ —
Ein Zufall gab mir beim Ordnen dies Blatt in
die Hand. Oder war es das Schicksal? — „15. Juli

1914“ steht unter den Versen, mit Bleistift geschrieben. 15. Juli! — Am 15. Juli riefen Dich Pflichten zu kurzer Trennung über das Meer. In Deine sonnige, südlüche Heimat. — Am 15. Juli jah ich die Angst in der Nacht Deiner unergründlichen Augen, eine fremde, kalte, lauernde Angst. Vor etwas Schrecklichem, Unbestimmbarem, unausdenkbar Graufigem. — Und ich gab Dir die schlichten Verse, in verschlossener Hülle, als Abschiedsgruß! Du solltest sie lesen, wenn Du auf See warst, und wenn die Einsamkeit aus dem Dunkel der Wogen emporstieg, und nach Dir griff mit schmerzenden Krallen. So wollte ich bei Dir sein, alle die Wochen.

Alle die Wochen! Ewigkeiten sollten es werden! — Du nahmst das kleine Geschenk und bargst es an Deinem weinenden Herzen, und Deine Lippen waren bleich, bebend und bleich, als ich sie küßte, brennend küßte, — zum letzten Male! — Dann war ich allein. — Und hinter den Bergen im Osten erhob sich ein graufiges, ungekanntes Gespenst, in flirrender Rüstung, mit blutdürstigen Augen. Berge rollte es donnernd zwischen uns beide, zackige Felsen, unendliche Gletscher, wogende Meere und unüber-

sehbare Fernen. Weiter und weiter trennte uns das Gespenst, bis Du daheim warst an Indiens Küsten. Und die Angst Deiner Augen wuchs mit der Ferne, wuchs unaufhörlich, riesig und haltlos, füllte die Meere und peitschte die Lüfte, wälzte sich über die fruchtbaren Täler, sprang auf die Gletscher und eisigen Firne, trieb die Männer in Eile zusammen zu ernstem Beraten, und ließ die liebenden Frauen erbeben in machtloser Klage.

Da sprang es dröhnend empor, das lauernde Riesengespenst, rüttelte an den Bergen des Ostens, warf die brennende Fackel zum Westen, und schrie es hinein in das friedliche Land, in die kreisenden Welten: „Hier bin ich — der Krieg!“

Und er nahm unsere Hoffnungen, nahm unsere Wünsche, stäubte sie über die brausenden Meere, stampfte sie unter die stählernen Füße, und schmetterte krachend ins Schloß die Tore der Welt. Mit höhnnendem, dröhnendem, grausamem Lachen: „Ihr findischen Träumer! Da — sucht euer Glück!“

Und unsere Gedanken jagten zusammen, über Berge und Meere, angstgepeitscht, — trogend, — verzweifelnd und hoffend, rankten und kletterten rasend empor an den trennenden Wällen ent-

fesselten Hasses, und — brachen zusammen am Tore des Kriegs!

Dreizehn Monate stürmte das Meer meiner flammenden Sehnsucht gegen die Dämme, dreizehn Monate gab ich der Hoffnung meine Gedanken und schrie meine Schmerzen hinein in die Winde. Dreizehn Monate harren die Briefe Deiner am Grenztor, daß sie ein freundlicher Pförtner Dir bringe. Dreizehn Monate dürstet mein Leben vergebens nach Antwort! — Und meine Seele ist traurig. Unsagbar traurig und müde. Meine glühenden Sinne verzehren sich täglich in brünstiger, flackernder Sehnsucht nach Deiner Stimme, nach Deinen märchentief schimmernden Augen, nach Deines Leibes berauschender Schönheit, nach Deinen seligen, trunkenen Küffen —!

Weib, ich verdurste — nach Deiner Liebe!



— Wenn ich zurückschaue, Margot, auf die vergangenen Wochen meiner Genesung, dann grüßen sie mich fern und wesenlos, wie ein Traum. Wie ein zarter, friedlicher, und doch so gefährlicher Traum. Ich muß mein Tagebuch zu Hilfe nehmen,

wie ein Erwachender seine letzten Gedanken, um ihn Dir zu erzählen, von Anfang bis Ende, vom Träumen bis zum Erwachen.



5. September 1915.

— Nun bin ich seit vier Tagen „daheim“. Daheim in der Fremde. Weit hinter der Front. „Zur vorläufigen Verwendung in der Etappe,“ sagt mein Papier. Ich habe mein eigenes, freundliches Zimmer, mit Blumen an Fenstern von richtigem Glas, habe ein weißbezogenes Bett, — keinen Strohsack! — Sessel und Sofa, und drüben ein lockendes, schlafendes Wunder: ein wirkliches, lebendes, schwarzes Klavier! Heute schläft es noch friedlich. Ich kann es nicht wecken. Meine Hand ist noch steif, und mein Arm hängt recht matt in der Binde. Aber es ist da, und steht zu meiner Verfügung. — Es ist ganz wie im Märchen. Und ich bin der Prinz. Der leuchtende, schillernde Märchenprinz meiner Ivette! Sie liebt mich, das kleine französische Mädel, wie ihren Märchenprinz aus dem Buche. Vom ersten Tage an, da wir uns sahen. Man wies mir das niedliche Haus als Quartier

an. Sie kam mir entgegen, und hieß mich willkommen. Sie war ganz allein. Die Mutter sei draußen. Es sei heute Markttag. —

Und wir sahen uns an — und erröteten beide. — Ich grüßte den Frieden in diesen Räumen, grüßte in ihrer Jugend die Schönheit, grüßte in ihrer Anmut das Weib! Sie lauschte auf meine glücklichen Worte, erwiderte leise, sah auf den Arm, der noch im Verband hing, und — zitterte plötzlich. Seitdem sind wir Freunde. — Sie bringt meiner Stube den Schimmer des Märchens, sie schmückt meine Fenster mit duftenden Blumen, sie sorgt und betreut mich, wie einen Bruder, sie reicht mir die Speisen, und würzt sie durch Anmut.

Und abends sitzen wir plaudernd zusammen. Ich muß ihr von „draußen“, vom Kriege erzählen. Sie fragt, und ich lebe das Ganze noch einmal. Sie lacht ihr sonniges, klingendes Lachen, wenn ich ihr von lustigen Streichen berichte, und — zittert, wenn ich von Kämpfen erzähle. — Dann werden die leuchtenden Augen plötzlich dunkel und traurig, und ihre kleine, seidige Hand greift stumm nach der meinen. Und dann schüttelt sie heftig die nachtschwarzen Locken, als wehre sie ihren ent-

jetzen Gedanken, streicht sich über die liebliche, weiße Stirne, und lacht unter Tränen mir tröstend zu, und — spricht schnell . . . vom Frieden. — Ich habe sie lieb, meine kleine Nvette. — Lieb, wie eine Schwester.



10. September 1915.

— Gestern löste man mir meinen Arm aus der Binde. Ich darf ihn wieder tragen als mein Besitztum, darf ihn bewegen, beugen und strecken. Ich bin wieder ein Mensch, wie andere Menschen. In meinen Adern flutet das Leben, meine Kräfte drängen nach neuen Taten, bald darf ich wieder hinaus, an die Front. Als sei ich aus einem Gefängnis entlassen, so trieb es mich freudig heim durch die Straßen. Eine schäumende Lebensfreude sang in meinem Blute, von Leben und Liebe, von Kraft und Kampf. Nun hatte ich wieder zwei Arme, zwei Hände! Ich legte die Rechte ganz fest in die Linke. Wie zwei Freunde, die sich lange entbehrten: „Ich gratuliere! Schon wieder gesund?“ — Und ich freute mich, wie ein Kind. Strich zärtlich über die herbstlichen Sträucher, und

tauchte die Hand in den plätschernden Brunnen, und alles glückerte: „Wieder gesund!“ — Leise öffnete ich meine Türe. Ich wollte mein „Schwesterchen“ überraschen. Sie würde sich freuen. — Das Zimmer war leer!

Aber dort in der Ecke stand es noch immer, das lockende Wunder, das schwarze Klavier. Ob ich es wagen sollte, das Wunder zu wecken? Würde ich seinen Zauber ertragen? Dreizehn Monate hörte ich keine Musik! Dreizehn Monate schwiegen für mich selbst die Glocken! —

— Ein süßer, singender Ton durchzitterte plötzlich den Raum, zaghaft, versuchend, schwang und schwebte, und andere folgten, schmiegteten sich zärtlich und sanft ineinander, schwebten zu dreien und vieren im Reigen, sinkend und steigend, verklingend und schwellend, einten sich freudig zu Harmonien, zu Klängen aus längst entschwundenen Zeiten, zu Melodien, die einst der Krieg mit rohen Fäusten erdroffelt hatte. Nun waren sie plötzlich voll Glut wieder da, alle, — alle, lebten und sprühten, lachten und weinten. — Und dann rang es sich aufwärts, mit einem Male, aus dem Gewirr der Töne zum reinsten Licht, siegend und jauchzend, das Lied der

Sehnsucht, das Lied der Liebe: Siegmunds leuchtender Liebesfang! Erst leise schwellend, voll heimlichen Sehns, dann trotzig, verlangend, bestürmend und jubelnd, die Sinne berauschend in lodernder Glut!

— Da fühlte ich plötzlich zwei heiße, brennende Augen auf mich gerichtet, fühlte es, ohne zu schauen, und meine Sehnsucht warf mich den leuchtenden Sternen entgegen, peitschte das Blut mir zu lohender Flamme — und meine Lippen fanden die ihren, bebend und dürstend, tranken den feurigen Trank des Lebens, stürmisch, sinnlos, selig vergehend — in meinen Armen hielt ich — Yvette, hielt ich das Weib!

Seit diesem Tage spreche ich abends von Liebe mit meiner — „Schwester“.



18. September 1915.

— Ich kämpfe wie ein Ertrinkender, Margot! Kämpfe gegen mich selbst, gegen meine Vernunft, meine Ehre, gegen meine lodernden, brünstigen Sinne! — Ich suchte Rettung bei Deinem Bilde —. Es sah mir ruhig und liebend entgegen: „Tue,

mein Mann, was du mußt! Ich weiß, daß du leidest. Nimm ihre Liebe, dann weiß ich dich glücklich! Ich werde dich lieben, auch wenn du mir weh tußt. — Ich werde — verzeihen!“ —

— Aber ich will Dir nicht wehe tun! Will es nicht, Margot! — Und das Blut flutet schneller, und raunt und wispert: „Sei kein Tor! Wer wird es ihr sagen?“ — „Ich, ich werde es tun!“ schreit meine Ehre, „wenn sie es fordert! Ich selbst! Soll ich lügen?!“ —

Und die Sinne lachen und fichern: „Narr, der du bist! Erwache, sieh um dich! Was tun die anderen?! Geh doch ins Kloster! Verschlafe dein Glück!“ —

Und ich wühle den stöhnenden Kopf in die Rissen, presse die fiebernden, schmerzenden Schläfen. Ich höre sie doch: „Was nennst du denn Treue? — Nimmst du ihr etwas von deiner Liebe?! Ist deine Liebe zu ihr nur Verliebtheit? Ist sie nicht mehr? Hat ihr Yvette die Liebe geraubt, oder gar deine Seele? — Was ist dir Yvette? Ein zärtliches Weib, das dich liebt. Liebst du sie auch? — Du liebst in ihr — Margot! Du liebst ihr Lachen, weil sie wie Margot lacht. Du sehnst

dich nach ihrer seidigen Hand, weil sie eine Frauenhand ist, wie die Hand deiner Margot. Du küssest ihr sehnend die schwellenden Lippen, weil sie ein Weib ist, wie Margot, die du entbehrest! Würdest du Narr denn Yvette küssen, wenn Margot nicht fern wäre? Nun also! — Was ist dir Yvette!?" —

Mein Körper brennt und fiebert in Verlangen und Sehnsucht nach Deiner berausenden Schönheit. Erlöse mich, Margot! — Doch Du bist fern, unendlich fern, ewig getrennt durch eine Welt! Und meine Andern singen: „Was bietet dir, Grübler, die Liebe Yvettes? Fordert sie denn deine Seele? Sie macht dich gesund, denn du stirbst an der Sehnsucht! Sie gibt sich dir, wenn du sie ruffst, wie ein Labfal. Was sprichst du von ‚Treue‘? Du suchst nur Erlösung! Du suchst nur Genuß! Sie labt deine Sinne, wie eine Blume, wie ein Glas feuriger, süßer Champagner. Du trinkst ihre Liebe und stillst deine Sehnsucht. Und deine Seele bleibt, wie sie war, und all deine Liebe gehört deiner Margot. Dir ist Yvettes Liebe nichts, als ein Glas Sekt! Nicht mehr und nicht anders! — Würde dir Margot dies Glas je miß-

gönnen, wenn du es tränkest, während sie fern ist! ? Schätzeſt du ihre Liebe ſo niedrig? — Du nimmſt ihr ja nichts! — Du hältſt ihr die ‚Treue!‘“

— Und ich verſinke in meinen Gedanken, ſehe die Anmut des ſchmiegsamen Körpers, ſpiegle mich in den nachtschwarzen Augen, fühle ihr Blut ſich an meinem entflammen, und meine Hände erzittern vor Schwäche! — Dann treibt es mich weit in die Wälder, wo ich allein bin, an den Fluß, wo der Sturm meine brennenden Sinne umwirbelt und bändigt, und ich fühle mich freier. Bis ich es ſehe — es wiederſehe — das Weib in Yvette! — Dann ſpottet die Sehnsucht der Winde und Stürme und lacht meiner Qual!

„Narr! Narr!“ tönt es von allen Seiten. „Recht ſo, du Narr! Haſt wieder einmal einen Tag verloren! Einen ganzen, unwiederbringlichen Tag! Haſt ſicher zu viele noch zu vergeben! Oh! — Dein Leben iſt ja noch ſo lang! Schön, mein Sohn, grüble, und quäle dich weiter — bald geht es wieder zurück, an die Front! Du kannſt es dir leiſten! Kannſt Tage verſchwenden! — Der Krieg iſt ja der Freund des Lebens! Warte, du Narr, nur, und — leide!“ —

Und sie fletschen die Zähne nach mir, höhrend, wütend! „Nimm endlich Vernunft an! Es ist keine Zeit jetzt für schöne Gedanken, von Liebe und Treue. Das ist gut für den Frieden. Da macht es noch Freude. Und auf dem Theater findet es Beifall. Heute ist Krieg! Heute gibt's keine ‚Liebe‘ und ‚Treue‘! — Jetzt heißt es: Leben, und Kämpfen, und — Sterben! Der Krieg hat seine eigenen Regeln. Bist du im Frieden dreizehn Monate ohne ein Weib?! — Darfst du im Frieden töten, du Träumer?! Wenn du lebend zurückkommst, dann ist noch Zeit genug für Liebe und Treue. — Und deine Margot? Was hat sie davon, wenn du tot bist? — Sie wird einen anderen Liebsten finden, später im Frieden, und glücklich sein. Du bist nicht unerseßlich, mein Freund. — Sie wird dich betrauern und sich grämen, eine Weile lang, und dann — wird eine neue Liebe sie trösten. Sie lebt ja noch lange! — Wenn längst wieder Frieden ist. — Und du?! — Willst auch du gerne warten? In acht Tagen steckst du wieder im Schützengraben, und der Tod lauert dir grinsend und zähnefletschend dicht gegenüber. Zum zweiten Male läßt er sich seine Beute nicht

gerne entgehen. Warte nur, Narr! Du hast deinen Willen gehabt, hast deine stolzen Träume gelebt. Du kannst es dir leisten! — Verschlafe dein Leben! Du bist ja — ein Narr!“ —

Margot, ich kämpfe! — Dein Bild blickt ruhig, vertrauend und sicher, als kenne es keine Not! —



23. September 1915.

— Am Abend vor meiner Rückkehr zur Front ist sie zu mir gekommen, lautlos und ungerufen, in einem weichen, fließenden Gewande, und hat sich an mich geschmiegt, fest und vertrauend, schamhaft und zärtlich. Und als sähe sie das Erbeben in meinem Herzen, sagte sie schlicht: „Ich weiß es, Kolf, daß du leidest. Du sollst dich nicht quälen!“ — Und ich fühlte, daß ihre Seele sich hingab, hingab aus Mitleid, hingab aus Großmut! — Da schüttelte mich meine Dual, schüttelte mich, wie ein Lachen, krampfte meinen Körper, und trieb mir das Weinen in Augen und Lippen. Es warf mich wehrlos über den Tisch und ließ mich schluchzen in meinen Händen. Und Ivette strich mir leise und liebend über die Haare, ohne

zu sprechen, ruhig und innig, und wieder fühlte ich, fühlte es deutlich: ihre Liebe war Mitleid, meine Liebe war Brunst. — Das ließ mich erwachen!

Ich schaute ihr tief in die schimmernden Augen, und sah ihre Großmut. Ich barg mein Gesicht an dem schwellenden Busen, und fühlte — ihr Mitleid. Ich küßte ihr dankbar die leuchtende Stirne, und fand — ihre Liebe! — Und wir wußten alles, wußten, daß sich eine Schwester opfern wollte für ihren Bruder, weil sie ihn leiden sah, weil sie ihn liebte! Und ich nahm ihren süßen Kopf in beide Hände, trank ihren reinen, unschuldigen Blick, lange und innig, und wir küßten uns traurig, traurig und dankbar, — auf Augen und Stirne! — Dann ging sie, wie sie gekommen war, lautlos und ruhig, und nickte noch einmal zurück in der Thüre, grüßte noch einmal, lächelnd in — — Tränen — —!

So nahmen wir Abschied!





Auf Patrouille.

Nach Anbruch der Dunkelheit ist vom Infanterieregiment Nr. X durch eine Offizierspatrouille die Stellung des Feindes im Monstrewäldchen erkunden zu lassen. Es kommt darauf an, Ausbau der Stellung, Lage und Art der Hindernisse, Stärke der Besatzung, und annähernde Entfernung der Reserven möglichst zweifelsfrei festzustellen. —

So lautete der Befehl. Ich übernahm die Führung der Patrouille. Der Auftrag war ebenso wichtig, wie schwer zu erfüllen. Das Monstrewäldchen war vor einigen Tagen nach erbitterten Kämpfen dem Feind in die Hände gefallen, und hatte uns seitdem recht unangenehme Stunden bereitet. Durch seine vorspringende Lage bohrte es sich wie ein Dorn in unsere vorderste Front und flankierte einen Teil unserer Gräben durch Maschinen-

gewehrfeuer. Das Wäldchen mußte wiedergewonnen werden um jeden Preis. — Das wußte der Feind, und er mußte sich danach eingerichtet haben. Ich war mir der Schwierigkeit meiner Aufgabe voll bewußt. Unsere Erkundung mußte uns nicht nur in das, jedenfalls stark besetzte, Wäldchen, sondern noch hinter die vordersten feindlichen Gräben führen. Mein Plan war sorgfältig überdacht, jedes Hindernis im voraus erwogen. Die Nacht konnte kommen. Ich war bereit.

Um 6 Uhr abends war es schon stockdunkel. Der Himmel hing dicht bewölkt. Freund und Feind lagen scharf auf der Lauer. Vereinzelte Schüsse flackerten schläfrig von hüben und drüben, schlugen gegen die Schutzschilde, bohrten sich in die Sandsäcke oder sangen über die Köpfe weg. Schrapnells und Granaten röhreten und heulten unablässig heran, schlugen krachend vorn vor die Brustwehr, rissen dem Dunkel flammende Bunden, wirbelten Steine und Schlamm zur Höhe. Deutlich hörte man drüben den Abschuß, dann kamen sie selber. Gar nicht eilig. Sie fanden ihr Ziel. So oder so. Einige sind nur gefahrlose Rieten, andere tragen unsichtbar Namen. Den Namen

eines Menschen. Oder vieler. Fliegende Todesboten. Da hilft kein Flehen, kein Beten, kein Ducken. Sie holt ihn ein, ihren Namen! — Andere pfeifen und heulen drohend und tuen recht furchtbar, und dann sind sie plötzlich verschwunden, fort, wie weggeblasen, und stecken irgendwo kichernd im Sande. Blindgänger, Bluffer. Wie manche Menschen. — Ich konnte zufrieden sein. Es war eine „stille Nacht“ — für den Westen. —

Das Schwierigste war, erst einmal herauszukommen aus unserem Graben, unbemerkt. — Unermüdlich stiegen die Leuchtraketen und warfen ihren blendenden Kranz über Graben und Brustwehr. Das ganze Gelände war taghell erleuchtet, sekundenlang. Dann doppeltes Dunkel. Und wieder warf sich ein Licht in die Höhe. Sterne, die von unten kamen.

Ich wartete, bis das Tempo etwas ruhiger wurde. Vorläufig war an ein Verlassen der Deckung gar nicht zu denken. Jeder Stein, jede Kante war haarförmig beleuchtet. Leise unterrichtete ich nochmals meine Begleiter. Ein Unteroffizier und zwei Leute, die sich freiwillig gemeldet hatten. Sie verstanden und wiederholten meine

Befehle. Der kleinste Fehler konnte die schlimmsten Folgen haben. Es ging um das Leben. Wir mußten es alle und fühlten das wohlige Prickeln der Gefahr in unserem Blute. Und wir warteten. —

Für den Ausstieg kam nur der rechte Teil unseres Grabens in Frage. Der linke lag im Flankenfeuer des Wäldchens. Es traf sich günstig, daß gerade vor diesem Abschnitt eine kleine Mulde lag, ein winziger Bach, der jetzt ausgetrocknet war. Die Mulde mußten wir im ersten Anlauf erreichen.

Noch immer stiegen und fielen die Leuchtflugeln, wie das Spiel eines gewandten Jongleurs, unermüdblich. Und doch schienen mir die Pausen allmählich etwas länger zu werden. Um Atemlänge. Ich verglich die Sekunden mit der Uhr. Acht Uhr war es geworden. Es wurde Zeit, zu beginnen.

Ich schob meine Revolvertasche nach rückwärts, nahm den Dolch zwischen die Zähne, um beide Hände frei zu bekommen, und gab meinen Leuten das Zeichen, sich bereit zu halten. — Wir mußten alle zur gleichen Zeit über die Brustwehr, in einem einzigen Sprunge.

Zusammengeduckt, lauerten wir auf einem Trittbrett, zum Absprung bereit. Hinter jedem von

uns stand ein Hilfsmann. Ganz wie beim Start auf der Rennbahn. Eben stieg wieder eine Leuchtflugel, gerade uns gegenüber. In zehn Sekunden etwa mußte sie erlöschen, dann war es Zeit für uns.

Langsam schwebte sie nieder zur Erde, ganz allmählich, — immer tiefer — berührte den Boden — und erlosch.

„Los!“ zischte ich heiser, und wie von Federn geschnebelt, schossen wir über die Brustwehr, stolperten, fielen auf die Knie, rissen uns aufwärts, warfen uns fünf, sechs Sprünge vorwärts und fielen platt auf den Bauch in den Graben. Keine Sekunde zu früh. — Eine neue Rakete piff in die Höhe und warf ihren Ke gel weit über die Felder. Wir rührten uns nicht. Wie die Steine lagen wir still, mit gepreßtem, keuchendem Atem. Gott sei Dank, der erste Sprung war gelungen. Wir mußten, um uns näher ans Wäldchen zu arbeiten, im Graben etwa 200 Meter zur Seite kriechen, zwischen unseren Gräben und dem lauernden Feinde, um von rückwärts an das Wäldchen heranzukommen. Dort standen niedrige Sträucher, die das Heranschleichen erleichterten. Nur der feindliche Horchposten war uns gefährlich.

Das Licht der Raketen blendete unser Auge. Das unmittelbar folgende Dunkel war undurchdringlich. Auf dem Bauche kriechend, rutschten wir hintereinander im Graben seitwärts, bei jedem Lichtschein zu Stein erstarrend. Endlos langsam, mühsam und anstrengend war dieses Kriechen. Nach einer Stunde hatten wir drei Viertel des Weges zurückgelegt. Dann begannen die Sträucher.

Nun galt es Vorsicht! Jeden Augenblick konnten wir auf einen feindlichen Posten stoßen, oder auf eine Patrouille. Sie würden auf der Hut sein, da drüben. Es handelte sich um Sekunden. Wer den Feind zuerst bemerkte, hatte den Vorteil. Als Waffe stand uns nur der Dolch zur Verfügung. Geräusch durfte nicht gemacht werden. Ein einziger Schrei, ein Schuß, und die Hölle wäre losgegangen, von beiden Seiten.

Mit angehaltenem Atem zog ich mich weiter, schneckenähnlich, schlangengleich. Wie in Karl Mays Indianergeschichten. Ich mußte lächeln bei dem Gedanken. Unmittelbar hinter mir folgte mein Unteroffizier Lorenz, ein blutjunger Bursche. Ihm machte die Sache einen riesigen Spaß. Von Zeit zu Zeit fühlte ich seine Hand suchend

auf meinem Stiefel. So hielten wir uns in der Richtung. Die niedrigen Sträucher gaben uns willkommenen Schutz. Vor allem auch gegen das blendende Licht. Streckenweise lagen wir tief im Schatten. Die Augen gewöhnten sich langsam an das Dunkel. Unhörbar kamen wir vorwärts. Wir mußten jetzt etwa auf hundert Schritte ans Wäldchen heran sein. Da fühlte ich plötzlich ein kurzes, heftiges Ziehen an meinem Fuße. Regungslos blieb ich liegen. Lorenz schien etwas bemerkt zu haben. Ich wartete. Lautlos schob er sich neben mich, dicht an mein Ohr: „Herr Lieutenant — dort — rechts —!“ Ich nickte und bohrte die Blicke ins Dunkel. — Nichts —! Keine Bewegung — kein Laut. Vor mir ein Strauch, — dann ein Stein, — dann wieder ein Strauch, — dann — halt! — der Strauch lebte! Jetzt drehten sich langsam die Zweige nach oben, eine kleine, hellere Stelle erschien mitten im Grünen. Da saß er — der feindliche Posten — in einem Erdloch, mit Zweigen umwickelt — einem Strauch zum Berwechseln ähnlich — und horchte. —

Es galt, ihn von hinten zu fassen. Ohne ein Geräusch mußte er verschwinden. Ich mußte es

selbst versuchen. — Ich wollte Lorenz benachrichtigen, und suchte nach ihm mit dem Fuße. Doch ich tastete vergebens. Nochmals suchte ich, indem ich etwas zurückkroch, und — stieß gegen einen Stein. Ein leises Knirschen ließ mich zusammenfahren und den Dolch fester fassen. Ob er es gehört hatte, da drüben? Wirklich hob er den Kopf, die Zweige drehten sich wieder nach oben, die kleine, hellere Stelle erschien, — er horchte!

— Langsam, zentimeterweise zog ich meine Knie dicht an den Leib, um für alle Fälle gerüstet zu sein. — Er laufchte noch immer — jetzt wogten die Zweige heftiger hin und her — Himmel! er mußte uns bemerkt haben —! Mit einem Satz fuhr er in die Höhe, — ein kurzes, flatschendes Geräusch klang herüber, ein ersticktes Röcheln, ein dumpfer Fall, — dann zischte die Stimme meines Lorenz gedämpft von drüben: „Herr Leutnant, er ist schon erledigt!“

Ein verteufler Bursche, der Lorenz! War mir also richtig davongeschlichen, ohne zu fragen, auf seine Verantwortung. Sollte ich ihn nun loben oder tadeln? Seine Unvorsichtigkeit war gefährlich, und unsere Aufgabe lag noch vor uns.

Von links nahen eilige Tritte, eine schwächliche, fremde Gestalt kam gebückt durch die Büsche. Ein zweiter Posten! Er hatte Verdacht geschöpft und hielt das Gewehr schußbereit in den Händen. Die Lage war kritisch. Er sah meinen einen Gefreiten stehen und schien ihn für seinen Kameraden zu halten. „Qu'est ce qu'il-y-a?! Dubois —?!“ zischte er aufgeregt. Da traf ihn das Messer des andern. Mit einem verwunderten „Ah —“ brach er zusammen. — Wir mußten uns eilen. Es konnten noch weitere Posten in den Sträuchern verteilt sein. Schneller setzten wir unseren Weg fort. Vor uns tauchten die ersten Bäume des Wäldchens auf. Wir hielten den Atem an und lauschten. — Nichts! — Der Wind fuhr raunend durch die Bäume, die Leuchtraketen links seitwärts des Wäldchens warfen gespenstige Lichter und Schatten, müde tackten die fernen Gewehre, ein Geschosß strich ruhig über den Wald und verschwand in der Leere. Wir hörten unser Herz klopfen, — sonst weithin kein Laut.

Diese Stille war gefährlich. Die feindliche Stellung mußte sich an diesem Waldbrande vorbeiziehen. Meine Aufgabe war es, festzustellen,

wie weit. Und wo sie zurückbog, zu den rückwärtigen Stellungen. Wo sich eine Blöße bot für unseren Angriff. Das Leben von Hunderten von Kameraden hing ab von der genauen Erkundung.

Vorsichtig schoben wir uns noch einige Schritte vorwärts. Fünf Schritte — zehn Schritte — zwanzig — meine Hand griff in einen Draht! — Der Draht hing fest, kreuzte sich mit einem anderen und lief über einen Pfahl. — Wir lagen vor den feindlichen Hindernissen!

Drüben regte sich noch immer kein Laut. Und doch sah ich im Dämmerlicht der fernen Leuchtraketen deutlich die schwachen Linien einer Brustwehr. Ich überlegte einen Augenblick. Wir mußten versuchen, uns noch näher an den Graben heranzuschieben. Ich beschloß, meine Leute zu trennen. Lorenz und der eine Gefreite sollten hier warten und eine möglichst breite Lücke in die Drahthindernisse schneiden. Ich wollte mich mit dem anderen Manne, einem baumstarken Menschen, an den Graben heranschleichen. Vorsichtig schob ich mich durch die Drähte. Sie waren nachlässig und offenbar in Eile gemacht. In wenigen Minuten lagen wir an der anderen Seite. Etwa zwanzig Schritte

vor uns war der feindliche Graben. Ich erkannte ihn jetzt deutlich. Wir waren vor seinem linken Ende. Alles blieb ruhig. Er schien unbesezt zu sein. Das mußte seinen besonderen Grund haben. Auch das gänzliche Fehlen von Leuchtraketen an dieser Ecke war auffallend.

Jetzt lagen wir dicht an der Brustwehr. Es galt zu handeln. Behutsam tastete ich mich vorwärts, auf den Zehen und Fingerspitzen. Langsam, langsam schob ich mein Gesicht über die Brustwehr. Der Graben — war leer.

Ich gab Martens ein Zeichen, zu folgen, und glitt sachte hinab in den Graben. Er lief in gebrochener Linie und war an einem Ende zurückgebogen. Offenbar war hier der linke Flügel der feindlichen Waldstellung. Daneben klappte die Lücke.

Der Graben war sehr geschickt angelegt, und flankierte etwa angreifende feindliche Truppen. Jetzt wußte ich, warum man den Eckgraben so auffallend im Dunkel ließ und ihn nicht einmal besetzt hatte. Er sollte verborgen bleiben! Sein überraschendes Flankenfeuer mußte bei einem feindlichen Angriff verheerend wirken. Eine freudige Erregung kam über mich. Das war ja eine Ent-

deckung von unbezahlbarem Werte! Die Lösung meines Auftrages war dadurch mit einem Schlage gegeben. So leicht hatte ich es mir nicht vorgestellt.

Der Graben war zur sofortigen Besetzung vorbereitet. Einige wenige Gewehre lagen schußfertig auf ihren Sandsäcken. — Drei Maschinengewehre mit unberührten Munitionskästen waren in die Brustwehr eingebaut, nach drei Richtungen, die zusammen einen vollen Halbkreis bestrichen. Alle Achtung, die Kerle verstanden ihr Handwerk! Wir wären beim Angriff in eine nette Hölle geraten. In aller Ruhe hätten sie uns heranlassen können, um uns dann niederzumähen mit einem Schlage, immer von zwei sich kreuzenden Richtungen.

Fünzig Schritte vom Flügel ab war eine Schulterwehr. Hier knickte der Graben zur Hauptfront des Waldes ein, noch immer etwas zurückgebogen ins Dunkel. Borne stiegen wieder die Leuchtraketen, eine nach der anderen, auf und nieder. Ich sah unsere Gräben, und hatte dabei ein sonderbar prickelndes Gefühl der Freude. Da drüben lagen nun meine Leute und lauerten, horchten, ob sie etwas von uns vieren gewahrten,

und wir standen gemächlich im feindlichen Graben und besichtigten ihn, wie ein Museum.

Unsere Aufgabe war fast erfüllt. Es galt nun noch festzustellen, wie lang der Graben sich hinzog und wo er in den Hauptgraben mündete. Vorsichtig bog ich um die nächste Schulterwehr und — fuhr zurück! Fuhr so heftig zurück, daß unsere Köpfe zusammenstießen. Da vor mir, — keine zehn Schritte entfernt — stand ein Mann — ein französischer Soldat, und bewachte den Graben!

Er sprach mit einem anderen, der offenbar in einem Unterstande saß. Die Antworten klangen gedämpft, sie unterhielten sich in einem schlechten Französisch, in abgehackten, kurzen Sätzen. Ich konnte sie deutlich verstehen. Sie unterhielten sich über das Essen. Sie schimpften über die schlechte Verpflegung.

Wieder mußte ich an Karl May denken und lächeln. Genau wie er hinter seinen Indianern und Skipetaren lag ich hier und behorchte die Unterhaltung zweier Feinde. Seinetwegen war ich auf der Schule ein Jahr sitzen geblieben und nun war er mein Lehrmeister geworden — im Weltkriege! In diesem Kriege war das Unwahrschein-

liche Trumpf geworden. Sein Ausbruch war schon die erste Unwahrscheinlichkeit und ihr folgten die anderen. Ein Leutnant mit wenigen Mann eroberte ein unbeschädigtes Fort, nahm die ganze Besatzung gefangen und holte sich den Pour le mérite. Die wohlhabendsten, verwöhntesten Menschen krochen in die Erde und hausten monatelang, jahrelang in Höhlen. Schwache Patrouillen schlichen sich in den Rücken des Feindes und kamen zurück mit einer Herde Gefangener, mit einem feindlichen General. Deutsche Soldaten, im Frieden Kaufleute, Gelehrte, Handwerker maskierten sich als Sträucher und Strohhaufen, bewaffneten sich mit Beil und Dolch, und kämpften mit Indern, Negern und Tieren. — Übermenslichkeit und Barbarismus, moderne Wunder und Räuberromantik herrschten einträchtig nebeneinander in diesem Kriege! —

Schade, daß meine „Indianer“ nur vom Essen sprachen! — Der Wachtposten nahm seinen Gang wieder auf. Ich hörte, wie seine Schritte sich entfernten. Ich zählte sie, um die Entfernung zu schätzen. Zwanzig — dreißig — vierzig — sechzig — dann stockten sie, und kamen uns wieder näher.

Ich rechnete. Der Graben mußte etwa einhundertzwanzig bis einhundertfünfzig Schritte Länge haben. Das Geräusch des Gehens kam gemächlich näher. Es mußte gehandelt werden. Noch dreißig Schritte, dann mußte er um die Ecke biegen und uns bemerken. Noch zwanzig Schritte — Er blieb einen Augenblick vor dem Unterstand stehen, und warf seinem Kameraden ein paar Worte zu, aus denen ich ersah, daß ein Telephon dort sein mußte. Dann kam er heran. Wir hatten uns dicht an die Grabenwände gepreßt. Mein Martens war für alle Fälle genau unterrichtet. Wir lauerten. — Fünf Schritte — vier Schritte — er stieß gegen einen vorstehenden Gegenstand, wahrscheinlich gegen ein liegendes Gewehr, und fluchte: — zwei Schritte — noch ein Schritt — da tauchte eine breite Gestalt aus dem Dunkel und bog um die Ecke. Martens in seiner Ungeduld machte eine vorzeitige Bewegung. Der Mann schreckte zusammen. „Hélas!“ — entfuhr es ihm gedämpft „qui —?“ Da legten sich zwei riesige Fäuste wie Schraubstöcke um seinen Hals und erstickten das weitere. Ich hatte keine Zeit zu verlieren. Der andere, unsichtbare Franzose im Unterstand

mußte das Geräusch gehört haben. Er konnte Verdacht schöpfen. Zum langsamen Schleichen fehlte die Zeit. Ich ging in gemäßigtem Schritt um die Ecke. Vielleicht hielt er mich für den Posten. Meine Vermutung bestätigte sich. Der andere saß in einem geräumigen Unterstand, der durch einen halb fortgezogenen Vorhang verhängt war. Der Franzose drehte mir den Rücken zu. Es war ein Korporal. Ein hübscher, schwarzhaariger Junge. Er saß an einem Tische, bei einer abgeblendeten Kerze und las einen Brief. In der linken Hand hielt er eine Photographie. Er hatte meine Schritte gehört, und fragte mich über die Schulter, wieviel Uhr es sei. — Da summte der Telephonwecker und rief ihn an den Apparat. Das ersparte mir die Antwort.

Der Lautsprecher ließ mich deutlich das Gesprochene verfolgen. Die Leitung schien an eine Zentrale zu führen. Man fragte, ob hier alles in Ordnung wäre, ob noch keine feindliche Patrouille bemerkt worden sei. — Der Korporal antwortete beruhigend, mit einem merkwürdig gezogenen „oui“, das für seine Aussprache charakteristisch war, und die einzelnen Vokale auffallend dehnte.

Ich stand hinter ihm, in der Thüre, durch den Vorhang gedeckt, und preßte den Dolch in der Rechten. Ein ungekanntes, kaltes Gefühl des Grauens bemächtigte sich meiner und ließ meine Hände zittern. Da stand dieser junge, sympathische Mensch, und sprach, redete und lebte. Sein Herz schlug wie meines, sein Hirn arbeitete und dachte für sein Vaterland, wie das meine, seine Wünsche suchten, wie meine, das Glück. Und in wenigen Minuten, nein Sekunden, würde sein Herz stocken, sein Mund verstummen, sein Blut erstarren, seine Sehnsucht sterben. Durch mich, durch meine mordende Hand!

Wie oft hatte der Krieg mich gezwungen, Menschenleben zu vernichten. Meine Kugeln suchten tagaus, tagein den Weg zum Herzen des Feindes, und ich fragte nicht danach, wen sie trafen. In vielen Gefechten mußte ich töten, mit eigener Hand, aber ich kämpfte dann um mein Leben, Mann gegen Mann, mit gleichen Waffen. Zum ersten Male aber stand ich hier, lauend wie ein Mörder, lauend auf einen wehrlosen Menschen, den ich nicht haßte. Und ich mußte ihn töten, mit rohem Stoß, mit kalter Überlegung. Kein

Laut durfte seinen Lippen entschlüpfen, keine Warnung. Ich mußte es tun, mußte es, der Kameraden wegen, — der Pflicht wegen! Und mir — graute! —

Wie eine Ewigkeit schien mir die Zeit, und doch konnte er nur wenige Minuten gesprochen haben. Er trat zurück vom Telephon, griff nach dem Briefe und — da sah er mich! — Unwillkürlich tastete seine Hand nach dem Revolver, der auf dem Tisch lag. Er war kreidebleich geworden, und seine Augen waren weit aufgerissen. Ich sah, wie sein Mund sich öffnete, um zu schreien, seine Blicke suchten das Telephon — da fuhr ihm mein Stahl bis ans Hest in die Brust! Ein leises Achzen entrang sich den Lippen, — seiner Hand entfielen die Briefe, — dann brach er zusammen, in die Knie stürzend und sich zur Seite drehend. — Ein fliehendes Zucken — mein Feind — war tot! —

Wie einer Eingebung folgend, hob ich den Brief von der Erde. Den Brief, der seine letzten Gedanken begrüßt hatte, — und ich schauderte! Es war ein Liebesbrief, Margot, der Brief seines Weibes! Ein Brief, jubelnd von Liebe und Glück. Und sie schickte ihm ihr Bild. Das Bild einer

wunderschönen, blonden Frau, mit einem lachenden Kind auf dem Arme.

Da brach etwas in mir zusammen. Ich sah nur das Leben, das ich zerstört hatte. Ich warf mich auf die Knie neben den Toten. Flehte zu Gott um sein Leben und bat ihn, das meine zu nehmen. Meine Seele bäumte sich auf, vor Verzweiflung! Margot, warum müssen wir morden?! — Menschen, die wir nicht hassen!

Da schreckte mich das rasselnde Wecken des Telephons, und brachte mich zur Besinnung. Ich wiederholte den Anruf, wie ich ihn noch eben von dem Toten gehört hatte. Es war ein kurzer, inhaltsreicher Befehl, der mich zusammensucken ließ. In zwei Stunden werde die Sturmbesatzung eintreffen. Ich sollte eine abgeblendete Laterne aufstellen, im Rücken des Grabens, als Begrichtung für die Leute. Ob ich alles richtig verstanden habe? Um sechs Uhr früh werde der Angriff erfolgen. Ohne Artilleriesvorbereitung, durch Überumpelung. Ich antwortete nur mit „oui“, indem ich die Bofale dehnte und zog, wie ich es von dem Toten gehört hatte. Dann rief ich mir Martens. Es galt keine Minute zu verlieren. Das Ver-

nommene war von höchster Wichtigkeit. Ich mußte die Meinen benachrichtigen. So schnell wie möglich.

Die anderen Gräben schienen schon besetzt zu sein. Im Walde herrschte schon ein sonderbares Leben. Dunkle Gestalten kamen von rückwärts und verschwanden nach dem rechten Flügel zwischen den Bäumen. Was sollte ich tun? Ich durfte das Telephon nicht verlassen. Martens lief zurück durch den Graben und holte Lorenz und meinen anderen Gefreiten. Ich benutzte die Zeit, um in fliegender Eile meine Meldung zu schreiben. Nach langem, qualvollem Warten hörte ich meine Leute kommen. Ich erklärte ihnen die Lage. Die beiden Gefreiten mußten bei mir bleiben, zur Bedienung der Maschinengewehre. Lorenz mußte die Meldung zurückbringen. So schnell, wie möglich. Ohne Rücksicht auf Deckung und Gefahr.

Lorenz strahlte! Das war endlich mal etwas für ihn! Eilig nahm er die Meldung, dann war er schon draußen und verschwand in dem Dunkel. Bis in die Büsche hatte er Deckung, dann mußte er über das flache Feld, mitten im Licht der vielen Raketen, auf kürzestem Wege.

Mit klopfendem Herzen starrte ich scharf in das

Dunkel. Jetzt mußte er bei dem toten Posten angekommen sein. — Dann kamen die drei zusammenstehenden Büsche, und dann endete die Deckung. Unablässig spielten drüben die Leuchtraketen. — Noch nichts zu sehen! Sollte etwa noch ein dritter Posten in den Büschen versteckt gewesen sein, den wir nicht bemerkt hatten? Dann war Lorenz so gut wie verloren. Und wir dazu. Sollte —? Da sah ich eine Bewegung, drüben am Rande des Gestrüppes. Aha — er war mehr nach rechts gelaufen, auf der geradesten Linie. Er hatte Glück. Eben erlosch eine Leuchtrakete. Sekundenlang Dunkel. Dann blendete es von neuem. Tageshell. Und gleich dahinter ein Schuß. Ganz aus unserer Nähe. Borne rechts aus den Büschen. Also doch noch ein dritter Posten! Man hatte Lorenz bemerkt. Ein ganzer Strauß von Raketen schoß plötzlich empor in die Nacht. Das Feld lag in gleißender Weise, mit tiefen, kantigen Schatten. Und mitten in dem Lichtkegel rannte ein Mensch, rannte um sein Leben, um das Leben seiner Kameraden, rannte, ohne sich umzusehen, während die einschlagenden Geschosse den Boden um ihn aufspritzen ließen, rannte —. Da, Hölle und

Teufel! — er stürzte — er fiel — überschlug sich — ganz dicht vor dem Graben — er war nur verwundet — er riß sich zusammen — er kroch auf den vieren — wie eine Kacke — jetzt war er hinüber — er verschwand bei den Unseren! — Ich atmete auf, sie waren gerettet!

Wütend klingelte das Telephon. Was hier los gewesen sei? Wie das gekommen sei? Was für ein Mann da gelaufen wäre? — Ich antwortete auf französisch und bemühte mich, die Stimme des Toten zu treffen. Es sei nichts von Bedeutung. Offenbar eine mißglückte Erkundung. Unser Posten habe sofort geschossen.

Mein unbekannter Telephonpartner beruhigte sich hörbar. Er schärfte uns größte Wachsamkeit ein. Es seien Kanaiillen, die Boches!

Eine Hand berührte meinen Arm. Ich fuhr herum. Es war Martens. Am Ende des Grabens sei noch ein Unterstand. Mit sechs bis acht Leuten. Ich zuckte zusammen. Martens grinste. Er habe den Ausgang schon verrammelt. Er wolle es nur melden. Ich mußte lachen. Das erledigte er allein, wie etwas Selbstverständliches. Acht feindliche Männer. Ein einzelner hätte genügt, uns

zu verraten. Ich lief an das Ende des Grabens. Richtig, da war noch ein Unterstand, anscheinend der Wachtraum, durch eine Holztüre verschlossen. Martens hatte einige Bretter und Balken dagegen gestellt. Wir waren gesichert. Oben in die Türe war ein kleines Fenster geschnitten, ohne Scheibe. Ich blickte hindurch und sah mehrere Körper, in Decken gewickelt. Sie schliefen und schnarchten. Waffen sah ich keine. Ihre Gewehre lagen wohl vorn auf der Brustwehr. Ich drückte Martens die Hand.

Zu dreien schleppten wir zwei der Maschinengewehre und die ganze Munition auf den inneren Flügel des Grabens. Er war als selbständiger Stützpunkt gebaut und stand nicht in Verbindung mit der vorderen, feindlichen Stellung. Wir richteten die Maschinengewehre nach rückwärts. Sie bestrichen jetzt die feindliche Stellung und den Monstrewald.

Wir waren kaum mit der Arbeit fertig, da rasselte wieder das Telephon. Wo denn, zum Teufel, die befohlene Laterne sei?! Die Besatzungsmannschaften seien schon unterwegs. Der Sturm werde eine Stunde früher stattfinden. Wegen

der feindlichen Patrouille von eben. Die ver . . .
 Boches schienen Unheil zu sinnen. Die Laterne
 sollte augenblicklich ausgestellt werden! Ich ant-
 wortete das „Oui“ des Toten. Ein belebendes
 Gefühl der Entschlossenheit, der Freude an meinem
 Abenteuer durchflutete mich. Jetzt blieb uns keine
 Wahl. Wir mußten den Graben verteidigen.
 Zu dreien. Um jeden Preis. — Meine Leute
 freuten sich, wie die Kinder. Das war eine
 Patrouille, poß Donnerwetter! — das machte noch
 Spaß! —

Wir lagen an unseren Maschinengewehren und
 warteten. Die Laterne war ausgestellt. Auch das
 dritte Gewehr wurde rückwärts gerichtet. Sie
 konnten kommen. Aber — sie kamen nicht.

Fünf Minuten vergingen, zehn Minuten, eine
 Viertelstunde. Da tauchten dunkle Schatten auf,
 vornübergebückt, im Gänsemarsch —.

„Aufpassen!“ zischte ich, — aber die Schatten
 verschwanden vorne im Graben. Es war schon
 halb fünf Uhr, und noch immer war nichts vor uns
 zu sehen. Lange, endlose Reihen kamen und ver-
 schwanden in anderer Richtung. Aber dort trennte
 sich jetzt ein Haufen von den anderen, mehr, immer

mehr. Eine ganze Kompanie. In Richtung auf unsere Laterne. Sie kamen —!

Die Hände an den Griffen lauerten wir, mit ruhigen Blicken. Es war mir, als solle ich durch einen Klingeldruck die Hölle entfesseln. In meiner Kehle stopfte mir etwas die Luft. Ich mußte zweimal die Lippen öffnen.

„Los!“ rief ich. — Ein Schreien und Brüllen, ein Rattern und Knattern zerflog Dunkel und Stille. Mitten hinein in den ahnungslosen, marschierenden Haufen prasselten die Geschosse, rissen ihn auseinander, in flatternde Fetzen, wälzten die Leiber zu stöhnenden Hügeln und jagten die Schatten in tollem Entsetzen.

Das Telephon rasselte wütend, bellend. — Teufel und Hölle, was hier wieder los sei! Wer denn hier schöße! —

„Ein Gruß von den Boches!“ schrie ich zurück. Zwei Regimente lagen hier drüben im Graben. Ein Fluch unterbrach mich. Dann heulte von draußen ein Sturm des Hasses, ein rasendes, donnerndes, freischendes Heulen, ein einziger Wutschrei! — Plötzlich war unser Graben mit zahllosen Leuchtkugeln wie übergossen. Handgranaten

explodierten frachend vor uns, ohne uns zu erreichen. Rote, weiße, grüne Leuchtkugeln jagten Signale ins Dunkle. Ein herrliches Feuerwerk zu unseren Ehren. Die famose französische Wache im hinteren Unterstand war von dem Heidenlärm auch endlich aufgewacht. Sie versuchten, die Türe einzutreten und die Barrikade zu sprengen. Ich winkte ihnen lächelnd mit einer Handgranate. Da gaben sie sich zufrieden.

Und dann brachen sie drüben los. Aus dem Nachbargraben, in dichten Scharen, brüllend und schreiend, — und schmetterten reihenweise zu Boden! Ich war an das dritte Gewehr gesprungen und peitschte die Stürmenden knatternd zur Erde, peitschte sie nieder. Und dann kam das Herrliche, Unwiderstehliche! Ein brausendes Hurra schnitt durch das Toben, ließ das Herz jubeln vor Freude, ließ das Blut gefrieren vor Entsetzen. — Die Meinen stürmten!

Ein grauer Schauer fuhr in die Feinde. Unsere Maschinengewehre prasselten ihr Eisen und Blei in Flanke und Rücken, ohne Pause, unermüdblich, grauenhaft mähend.

Und drüben kamen sie, wie eine Woge, eine

leuchtende, glitzernde, rollende Woge, alles zerschmetternd, alles zermalmend, die blitzenden Bajonette in nervigen Fäusten, das Jauchzen des Sieges auf Augen und Lippen. Der Anblick trieb mir die Tränen ins Auge. Die Tränen des Stolzes. Ich war ja ein Deutscher! Ein Deutscher, wie sie! —

Es gab keinen Halt mehr. Die feindlichen Gräben spieen die Flüchtenden bündelweise, haufenweise nach rückwärts. Mit dem Kolben kämpften sie um den Ausgang, rannten sich selber gegen die Bäume, warfen die Waffen und Helme von sich, liefen, stürzten, rannten, fielen. Wie die Gehezten, irrsinnig, tobend, kreischend, sinnlos vor Furcht und Grauen. Und die Panik brauste hindurch durch die Bäume und jagte sie weiter, ohne zu rasten, weiter bis in ihre Gräben, weit hinter der Höhe. Das vielumkämpfte Wäldchen — war unser!

Der Korpsbefehl des nächsten Tages verlieh vier Eiserne Kreuze — Erster!





Etwas von Zeit und Ewigkeit.

Heute abend schlich sich Oberleutnant Zinder zu mir in den Unterstand. Er kam vom Urlaub zurück, aus der Heimat. Der lustige Kerl war ganz niedergeschlagen. Als käme er von einem Begräbnis.

Ich sagte es ihm. Er nickte traurig: „Du hast recht, Kolf! Ich komme von einem Begräbnis. Ich habe meine Hoffnungen begraben, dahinten in der — Heimat!“

Ich sah ihn erstaunt und fragend an. „Du wunderst dich,“ meinte er. „Kann ich verstehen — du warst ja bisher nur daheim — in der Fremde. Ich war fremd — in der Heimat! — Mit vollem Herzen fuhr ich auf Urlaub. Voll von der Größe der Zeit, voll von Stolz, ein Deutscher zu sein. Ein Kämpfer, ein Märtyrer, wenn du so willst. Durfte ich doch mein kleines Teil mit dazu bei-

tragen hier draußen, zur Größe meines geliebten Vaterlandes, zur Wiedergeburt unserer Menschheit, wie man es nannte. Ich war stolz und glücklich, daß ich es durfte. Und ich glaubte, das gleiche Gefühl auch daheim anzutreffen. Es schien mir so selbstverständlich, das alles — in Deutschland. Und was fand ich?! — Überfüllte Kabarets, Kinos und Tingeltangels, pomadisierte, schnoddrige Grünschnäbel, als Vertreter der kommenden Generation, für die wir hier kämpfen, oberflächliche, kokette Weibsbilder, die nach einer Liebhaft gurrten, knittrige Flachköpfe, die schimpften, wenn das Bier nicht kalt genug war, oder die Butter zu teuer, Bucherer, die den Krieg molken, wie eine Kuh, und von der Not ihrer Nächsten sich nährten, Maulhelden, die unsere Kämpfe am Stammtisch ausfochten und unsere Siege bemängelnd in Stücke bissen. Und für eine solche Gesellschaft kämpfen und leiden wir hier draußen! Für eine solche Bande fallen hier vorne unsere fähigsten Köpfe, unsere wertvollsten Herzen! Als sei der Krieg nur bestimmt, eine Auswahl des Schlechten zu fördern, eine Auswahl der Kraftlosen, der Unfähigen, der Ehr-

losen! Und dafür kämpfen und sterben wir alle hier draußen!“ —

— Ich war erschüttert von seinem Schmerz. Er meinte es ehrlich, und die Tränen standen ihm fast in den Augen.

Ich widersprach ihm. „Und doch hast du unrecht, mein Freund! Bitter unrecht! Ich will dir jetzt nicht beweisen, daß du verallgemeinerst, sträflich verallgemeinerst, und diese Unsumme von Opfern und Leistungen ganz übersehst, auf deren Anerkennung und Dank die Heimat ein Recht hat. Du willst sie jetzt nicht sehen. Aber dein Gerechtigkeits Sinn wird sie dir zeigen, wenn dein Herz wieder ruhig, dein Blick ungetrübt ist. Ich will dir jetzt nicht entgegenhalten, was deine Vorwürfe vielleicht entkräften könnte. Daß Menschen Menschen sind, und keine Engel, daß aus jetzt Unreifen mit der Zeit Reife werden können, daß zu große Lebenslust immer noch besser ist, als Kopfhängerei, daß wir hier draußen den Geschäftssinn der Kriegslieferanten auch oft als Wohltat empfinden, daß ich Bierbankstrategen den Interesselosen, Gleichgültigen vorziehe, daß Maulhelden die Lächerlichkeit als Strafe schon mit sich schleppen,

daß wir Feldfähigen hier draußen keinen Krieg führen können, wenn die Feldunfähigen daheim keine Friedensarbeit schaffen, daß zu einer guten Regierung auch eine Opposition gehört, die anregt und bessert, kritisiert und verlangt. Alles das will ich jetzt nicht entscheiden. Hättest du selbst recht mit diesem allem, ohne Widerspruch, ohne Ausnahme, deine Schlußfolgerung wäre dennoch falsch, grundfalsch!

Der Krieg fördert nicht die Auswahl des Schlechten: Urteile selbst! Wer führt diesen Krieg? In erster Linie wir doch, hier draußen. Sind wir die Schlechtesten? Burden wir nicht ausgemustert nach unserer Güte? Wofür kämpfen wir alle? Für unsere höchsten und heiligsten Güter, für unsere Zukunft! Wird man zu deren Verteidigung wohl die Schlechtesten wählen? Nicht die, welche zu Hause blieben, wurden gewählt, sondern jene, die hinausdurften zum Schutz unseres Landes. Wohin du auch blickst, der Krieg wählt systematisch die Besten des Volkes, die Stärksten, die Gesundesten, die Klügsten, um die große Aufgabe der Zukunft zu lösen, um die Wiedergeburt der Menschheit vorzubereiten. Ist das eine Auswahl der

Schlechtesten? Sollten wir lieber unsere besten Geister daheim lassen, und Kindern und Greisen, Kranken und Toren unser Heil anvertrauen?! Wohin du auch siehst, lieber Freund, überall siehst du die Besten an vorderster Stelle. Ist das eine Auswahl der Schlechtesten? Du bist nachdenklich geworden und überlegst meine Worte. Schön, so sage ich weiter: auch mit dem anderen bist du im Unrecht! Sie alle daheim, die du angreiffst und verurtheilst, sie sind nicht die Schlechteren, sie sind nur die — anderen, mit anderen Fähigkeiten, mit anderen Aufgaben. Und wir haben sie nötig, die einen, wie die anderen, für unsere Zukunft!“

Finder war nachdenklich geworden. „Rolf, du bist glücklich, so sehen zu können. Ich sehe nur die endlosen Opfer, sehe das Volk leiden und Deutschlands Blüte sterben. Und was wird der Preis sein?“ —

— „Der Preis?! Er ist zu gewaltig, um ihn jetzt schon schätzen, um ihn mit wenigen Worten nennen zu können. Du mußt ihn fühlen! Du mußt sie in dir haben, die heilige Gewißheit, daß wir Deutschen zur Größe berufen sind! Nicht zur Größe an Land, an Macht, an Reichtum. Zur

Größe des Geistes, zur Größe der Pflichten! Daß wir auf unserer Erde eine Aufgabe zu lösen haben, wie kein zweites Volk dieser Welt. Daß wir bestimmt sind, durch unser Leiden und Kämpfen die Entwicklung der Welt zu ermöglichen und zu fördern. Daß wir Deutsche auserwählt sind unter den Völkern! Ist das kein Preis, groß genug für alle Opfer? Du siehst die Toten, die zahllosen Krüppel. Ich beklage sie mit dir. Doch was ist für die Ewigkeit ein einzelnes Menschenleben? Was ist selbst eine halbe Million Tote für ein Volk von siebzig Millionen, wie Deutschland? Die Trauer wird Deutschlands Himmel verdunkeln, die Gräber werden in Tränen grünen, — und nach wenigen Jahren wird diese Lücke sich wieder schließen, so dicht, daß das schärfste Auge keinen Riß mehr bemerkt.

Wir haben alle noch zuviel Zeit im Auge, mein Freund! Oder sagen wir: Zeitlichkeit. Streichen wir uns Zeit und Raum aus dem Auge, dann werden wir klarer sehen! Auch in den früheren Kriegen sind Tausende und aber Tausende gefallen. Die wertvollsten Leben sind grausam vernichtet worden. Sie wurden betrauert und dankbar ge-

ehrt, und die Entwicklung der Welt ist über ihre Gräber weiter geschritten, unaufhaltbar, von ihnen getragen! — Manche starben in blühender Jugend, in der Fülle des Lebens, und ihr Tod schien uns tragisch. Später wären sie im Bette gestorben, an Arterienverkalkung oder Lungenentzündung, und wir hätten es als — natürlich empfunden! Die Zeit saß in unserem Auge und trübte unseren Blick. Streichen wir nur fünfzig Jahre hinweg, nur dreißig, nur zwanzig, und Tod wird uns als Tod erscheinen, Schicksal als Schicksal. Wir werden erkennen, daß die Zeit in unserem Auge uns Hügel sehen ließ, wo Ebenen waren, Unregelmäßigkeiten, wo Gleichmaß herrschte. Alle diese Toten mußten einmal sterben, weil sie geboren waren, weil sie Menschenblut hatten. Nicht mit ihrem Tode zahlten sie den Preis an die Zukunft, denn ihr Tod war ihnen ohnedies sicher, so oder so —. Sie zahlten nur mit der Dauer ihres irdischen Lebens. Ihr Leben wurde um eine Zeitspanne gekürzt, um die Entwicklung von Jahrhunderten zu beschleunigen. Der Gegenwart wurde ein Teil Kraft genommen, um ihn der Zukunft vervielfacht zu geben. Große Trauer wurde gesät, um größere Freude zu ernten.

Kein Opfer, mein Freund, ist zu groß für den Preis, den wir alle erkämpfen!“ —

Finder hatte mich ruhig ausreden lassen. Ein stilles Leuchten war in seine Augen getreten, wie eine Hoffnung. Jetzt erlosch dieser Schimmer wieder. Er meinte traurig: „Du hast einen herrlichen Glauben. Könnte ich ihn doch teilen! Aber ich suche die Größe vergebens, die du als Preis nennst!“ —

— „Weil du noch blind bist! Du tappst noch im Dunkeln, und suchst das Große am falschen Platze. Du siehst nur den Tag, und beurteilst die Welt nach dem winzigen Abschnitt, den du Menschenzweig übersehen kannst! Du bist, wie der Infanterist, der einen feindlichen Graben erstürmt, um den er Monate gekämpft hat, und nun glaubt, der Krieg sei entschieden! Du siehst nicht das Ganze! Nimm Zeit und Raum fort! Schau um dich! — Überall siehst du Irrtümer, Fehler, Torheiten. Unser aller Tun ist eine Kette von Fehlern. Auch in diesem Kriege. Fehler machen wir alle, der oberste Heerführer, wie der einfachste Soldat. Notwendiges wird unterlassen, Überflüssiges befohlen, Klugheit wird getadelt, Torheit wird aus-

geführt, täglich, stündlich! Und du siehst diese einzelnen Fehler und glaubst, nun sei alles verloren. Und doch, Freund, wann gab je ein Volk in der Not ein gleiches Vorbild von Heldengröße, von Opferbereitschaft, von Kraft und Stärke, von Wollen und Können, an Geist und Körper! Wann schuf je ein Volk gleich gewaltige Leistungen, gleich märchenhafte Erfolge!“

Finder unterbrach mich voll Ungeduld. „Und was sollen uns diese Erfolge, was soll uns dieser Siegesrausch, wenn im Grunde genommen alles beim Alten bleibt?! Wenn die Menschen nicht innerlich größer werden, wenn das alles spurlos an ihnen vorübergeht, wenn sie ebenso oberflächlich und kleinlich bleiben, wie vorher! Nun sage ich zu dir: Schau um dich! — Wo findest du Größe?! Wo hat der Krieg seinen Segen bewiesen?! — Wo sind die veränderten, größeren Menschen? Wo ist der Geist der Erneuerung, von dem ihr stets redet? Ich sehe ihn nicht! Warum nicht?! —“

— „Weil es an dir liegt, Finder, an dir allein! Weil du auf falscher Voraussetzung aufbaust. Weil du vom Tag verlangst, was nur die

Jahre erreichen können. Hast du vom Kriege Wunder erwartet? Daß er die Menschen umändere, mit einem Schlage? Dann war der Irrtum auf deiner Seite? Warum sollten die Menschen mit einem Schlage anders, reifer werden, durch diesen Krieg? Warum? Ich spreche nicht von denen daheim, an denen der Krieg vorübergeht wie ein Alpdrücken, wie eine Teuerung, wie ein Begräbnis. — Ich spreche von uns allen hier draußen. Wir sehen den Tod, das Entsetzen, das Grauen, lernen Elend, Entbehrungen und Schmerzen kennen, schreiten vorüber an brennenden Dörfern und am Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden. Und unsere Gefühle werden abgestumpft, unsere Leidenschaften geweckt und gestachelt. Erwartest du deshalb ein Wunder vom Kriege? — Würdest du denn im Frieden eine Veränderung, ein Reiferwerden erwarten bei deinem Nächsten, wenn er sein Vermögen verliert, wenn er einen Prozeß führt, oder einen Brand sieht, oder verletzt wird, oder einem Massenunglück beivohnt? Würdest du nun auf einmal einen ganz anderen Menschen in ihm erwarten? Gewiß nicht! Warum erwartetest du es im Kriege, der doch nur eine Summe ist all dieser

Dinge? — Die Kriegsjahre sind für uns alle nur Lehrjahre. Wir tragen unendlich viel Neues in uns zusammen, bewußt und unbewußt, freiwillig und gezwungen, Wertvolles und Überflüssiges, Schönes und Fürchterliches. Und wir müssen es nun in uns verarbeiten in den Jahren des Friedens. Wir werden das Überflüssige vergessen, und das Verabscheuungswürdige meiden. Unsere Entbehrungen werden Erfahrungen werden, unsere Leiden Stärke, unsere Erlebnisse Kenntnisse. Und so wird dieser Krieg für uns eine Schule sein für die Zeit der Reife, für die Zeit der Größe. Jetzt sind wir noch Schüler. Erwartest du von einem Schüler schon Größe und Reife?!”

— Er überhörte meine Frage. „Und wer sagt dir, daß die Menschen überhaupt lernen werden, lernen wollen aus diesem Kriege?!” —

— Da lachte ich laut und glücklich auf. „Du selbst und ich und so viele der anderen! Sprechen wir etwa wirklich jetzt nur vom Essen oder vom Geschäft, oder vom Vergnügen, wir beiden? Sind wir etwa die einzigen, die es nicht tun? Zergrübeln wir uns nicht schon den Kopf um die Ernte, wo doch erst Saat ist?! Streben wir nicht

schon verlangend zum Licht und suchen die Größe?! Du suchst sie, ich suche sie, und mit uns noch viele, viele andere Menschen! Ist das alles gar nichts? Ist das keine Wirkung des Krieges? Glückliche, mein Freund, die Zeit, deren Schüler es nicht erwarten können, Lehrer zu werden! Die zum Licht streben, wenn es noch Nacht ist! Jeder von uns allen, hier draußen und in der Heimat, der die Größe vermisst, der sucht sie auch. Tausende und aber Tausende der Besten säen die Saat, und erwarten voll Unrast die kommende Ernte. Und du zweifelst noch, daß wir sie finden werden?!“ —

Da drückte mir Jinder plötzlich die Hand, kräftig und dankbar, und ging schnell nach draußen. Und das freute mich, Margot. Er wollte allein sein, mit seinen Gedanken! —



— Morgen früh, in der Dämmerung, werden wir stürmen. Es wird ein heißes Ringen werden dort oben. Der Feind hat sich in diesen Hügel verbissen, wie ein hungriger Bluthund, mit einem wütenden Fauchen, und seine Feueraugen drohen. Wir werden ihm seine Zähne einzeln

ausbrechen müssen, um ihn loszureißen von seiner Beute, und ihn hinunter zu zerren von seiner Höhe.

Wenn die Sonne aus dem Tale steigt, werden wir stürmen. Wer von uns wird sie noch sinken sehen?

Ich bin ruhig, Margot, und freue mich auf den Morgen. Ich werde heute abend allein sein mit meinen Gedanken. Findex will mir ein Buch schicken. Der Bote soll es mir bringen, heute abend, — mit meiner Post. — Ich höre ihn kommen. —



Margot! — Sie sagen, daß Du — tot seist! Seit drei Monaten tot. — Die Post brachte meine Briefe ungeöffnet zurück, und unser Freund schreibt mir dazu, — daß Du tot seist! Lange schon tot! Und ich solle stark sein und es ertragen. — Und ich lese es, lese es immer wieder, mit brennenden Augen, und . . . warte —. Warte, daß ich — erwache!

Meine Gedanken sind ruhig, als seien es fremde Gedanken. Sie gehen still aneinander vorbei und

schauen sich an, verwundert und prüfend. Und wieder lese ich, daß Du tot seist. Du, Margot —! Seit drei Monaten tot! — Und ich möchte sie auslachen, die Narren, die mir das vorlügen wollen. Auslachen! — Aber meine Kehle ist trocken, und meine Augen sind leer. Ich glaube es ihnen nicht, daß Du tot bist!

Ich sehe Dich vor mir in Deiner ganzen bezaubernden Schönheit, unverändert, wie ich Dich immer sah. Ich plaudere mit Dir, wie ich mit Dir plauderte, seitdem wir getrennt sind. Ich schreibe Dir, wie ich Dir stets schrieb. Und Du solltest tot sein?!

Meine Seele war bei Dir Tag und Nacht. Sie sprach mit Dir von ihrem Erleben, von ihrem Leiden, als Du längst tot warst, — wie sie behaupten. Und ich fühlte doch: Deine Seele war bei mir in Liebe und Sorge. Und Du solltest tot sein?! Eine fremde, grausame Macht sollte Dich von mir gerissen haben? Ich sollte Dir nun nicht mehr schreiben und mit Dir plaudern dürfen? Nie mehr? — Du solltest nun ausgeschieden sein aus meinem Leben, das doch Dein Leben war, ausgeschieden, wie ein Gedanke? Und ich sollte

allein sein auf dieser Erde? Ohne Dich, — ohne Margot?!

Es ist mir, als sagten sie mir, daß ich tot sei. Daß mein Körper ein Schatten, daß mein Denken ein Traum, und mein Sehen ein Wahn sei. Und ich fühle doch, daß ich lebe, daß Du lebst! — Ich sehe mich doch, und ich spreche mit mir, spreche mit Dir, wie ich es alle die Monate tat, und stehe Dir Antwort auf alle Gedanken, die doch nur Deine Gedanken sind! Sie sehen es, daß ich Dir schreibe, schreibe, wie immer, und mit Dir plaudere, — und lügen mir vor, daß Du — tot seist. Sie sind Narren, sie alle! —

Eine stille Freude ist in mir und ein seliges Rufen. Als wüßte ich jetzt erst mit froher Gewißheit, daß wir uns wiedersehen werden, bald — bald —! Als sei die Mauer des Kriegs nun gefallen, und ich hörte Deine süße, zärtliche Stimme, — und Deine weiße Hand winkte mir, endlich zu kommen. Mein Herz bebt vor Sehnsucht, und eilt Dir entgegen in zitternder Liebe. —

Ein Singen ist in mir, ein leuchtendes Lied, tausend lockende, taumelnde Töne schweben jauchzend

um meine Seele, und reißen sie mit sich zum ewigen Reigen. Andere, reichere, niemals gehörte, traute Akkorde strömen zusammen und schwingen weiter, und singen doch alle denselben Sang, haben doch alle dieselbe Stimme, tragen doch alle nur Deine Gestalt, in ewigem Wechsel.

Singe, Margot, des Lebens Sang, singe, Margot, ich lausche. Ich sehe Dich winken mit weißer Hand, ich höre Dein siegendes, jubelndes Lied —: Singe Margot — ich komme!



Frühere Buchwerke des Verfassers:

Allerlei Klänge. Gedichte. 2. Auflage.

Aeternitas. Dichtung.

Odysseus. Schauspiel.

Nach Sonnenuntergang. Gedichte.

Preisgekrönt. 2. Auflage.

Vergib uns unsere Schuld! Drama.

Der Duellgegner. Komödie.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen
sind, wenn nicht anders bemerkt, auch in Leinwand
gebunden zu beziehen.

Preis für den Einband 1 Mark.	Geheftet
Blüthgen, Victor, Novellenstrauß.	M. 3.—
Bünau, Margarete Gräfin (Henriette von Meerheimb), Drei Geschwister. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
Croner, Else, Das Tagebuch eines Fräulein Doktor. 4. Auflage.	M. 3.—
Elbe, A. v. d., Brausejahre. Roman. 6. Auflage.	M. 3.—
Erlin, Hedwig (Gräfin v. Platen zu Hallermund), Die Erste Beste. Roman.	M. 3.50
Ganther, A., Der Schuldenmüller. Roman. Illustriert von A. Wald.	M. 4.—
Glaß, Luise, Stumme Musikanten. Roman.	M. 3.—
Hartwig, Georg, Die goldene Gans. Roman.	M. 3.50
— " — Die Sage von Imhoff. Roman. 2. Auflage	M. 4.—
— " — Die Generalstochter. Roman. 2. Auflage.	M. 4.—
— " — Wenn du mich liebst. Roman. 2. Auflage.	M. 4.—
— " — Wär' ich geblieben doch! Roman. 4. Aufl.	M. 4.—
— " — Der blaue Diamant. Roman. 2. Auflage.	M. 4.—
— " — Das Rätsel von Kronfeld. Roman. 2. Aufl.	M. 4.—
— " — Willst du dein Herz mir schenken — Roman. 2. Auflage.	M. 4.—
— " — Haus Bickenbach. Roman. 2. Auflage.	M. 5.—
— " — Jugendträume. 2. Auflage	M. 5.—
Heimburg, W., Wie auch wir vergeben ... Roman. 10. Auflage	M. 3.—
— " — Über steinige Wege. Roman. 7. Auflage.	M. 3.—
— " — Der Stärkere. Roman. 6. Auflage.	M. 3.—
— " — Die lustige Frau Regine. Novellen und Skizzen. 6. Auflage.	M. 3.—
— " — Familie Lorenz. Roman. 8. Auflage.	M. 3.—
— " — Lotte Lore. Letzter Roman. 11. Auflage.	M. 3.—

	Geheftet
Hillern, W. v., Aus eigener Kraft. Roman. Zwei Bände. 6. Auflage.	M. 6.—
—, — Am Kreuz. Ein Passionsroman aus Oberammergau. Neue Ausgabe in einem Bände. 3. Aufl.	M. 5.—
Hippel, H. v., Sei so wie ich. Roman.	M. 4.—
Klinkowström, A. v., Zweierlei Ehre. Roman. 2. Auflage.	M. 3.50
Krauß, Gust. Johannes, Fata Morgana. Roman.	M. 4.—
Major, Charles, Als das Rittertum in Blüte war. Roman.	M. 3.—
Meerheimb, Henriette von (Marg. Gräfin Bünau), Gräfin Sibylles Heirat. Roman. 2. Auflage.	M. 3.50
Möllhausen, Balduin, Der Vaquero. Roman.	M. 4.50
—, — Welche von Beiden? Zwei Bände. Nur geh.	M. 6.50
Olden, H., Hermann und Walter Soltau. Roman.	M. 4.—
Poock, Wilhelm, Turmschwalben. Humoristischer Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
—, — Sinkendes Land. Roman.	M. 4.—
Reinhard, Hans, Das Rätsel der Liebe. Roman.	M. 3.—
Schlicht, Freiherr v., Fräulein Fährnich. Militärisch-humoristischer Roman.	M. 4.—
Stegemann, H., Söhne des Reichslands. Roman.	M. 3.—
Weber, Adelheid, Sabine Bucher. Roman. 2. Aufl.	M. 3.—
Werner, E., Wege des Schicksals. 6. Auflage.	M. 3.—
—, — Runen. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
—, — Hexengold. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
Werner, E., Siegwart. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
Westkirch, Luise, Im Teufelsmoor. Erzählung. 3. Auflage.	M. 2.—
—, — Unter Schwarzvaldtannen. Roman.	M. 3.—
—, — Der Staatsanwalt. Roman. 2. Auflage.	M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Hiddensee. Roman. 3. Aufl.	M. 3.—
Zobeltitz, F. v., Die Armutspolbe. Zwei Bände. Roman. Nur geheftet.	M. 6.50
Zobeltitz, H. v., Das Dreigestirn. Roman.	M. 3.50



Deutsche Bücher.

Einzelchriften über Zeitfragen. Bücher der Zeit.

Deutschland als Welterzieher.

Ein Buch über deutsche Charakterkultur.

Von **Jos. Aug. Lur.**

7. Tausend.

(Deutsche Bücher Band 1.) In farbigem Umschlag 1 Mark 35 Pf.

Ein Buch zur Selbstbesinnung, zur Freude und zur Willensträftigung, dem man viele Leser wünschen darf. Kriegsratgeber vom Dürerbund.

Der österreichische Bruder.

Ein Buch zum Verständnis Österreichs, seiner Menschen, Völker, Schicksale, Städte und Landschaften als Grundlage der geistigen und wirtschaftlichen Annäherung.

Von **Jos. Aug. Lur.**

5. Tausend.

(Deutsche Bücher Band 2.) In farbigem Umschlag 1 Mark 35 Pf.

In knappstem Rahmen eine ganze Fülle von Gesichtspunkten zu dem Thema „Deutschland-Österreich“. Bosnische Zeitung.

Deutschlands Anteil an Welthandel und Weltseehahrt.

Von **Prof. Bernhard Harms,**

Direktor des Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft.

1. - 4. Tausend.

(Deutsche Bücher Band 3.) In farbigem Umschlag 2 Mark 80 Pf.

Die zuverlässigen Angaben dieses Buches, dessen Verfasser als eine der bedeutendsten Autoritäten auf dem Gebiet geschätzt wird, zeigen klar, was vor dem Krieg erreicht war, und was in den bevorstehenden wirtschaftlichen Kämpfen festgehalten werden muß.

Humor im Felde.

Von **Otto Erich v. Wuffow.**

9. Auflage.

(Deutsche Bücher Band 4.) In farbigem Umschlag 1 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Der Balkan.

Seine Länder und Völker in Geschichte,
Kultur, Politik, Volkswirtschaft und Weltverkehr.

Von Dr. Albrecht Wirth.

2. unveränderte Auflage.

397 Seiten Groß-Oktav-Format mit 79 Abbildungen auf 20 Einschalttafeln und einer mehrfarbigen Karte der Balkanländer.

Gehftet M. 8.—, in Leinenband M. 10.—

Dr. Wirths Werk hat dauernden Wert und wird immer ein Nachschlagewerk für jeden sein, der sich über irgend etwas, das den Balkan angeht, orientieren will, denn der Autor ist einer der hervorragendsten Balkanforscher. . . .

Oesterreichs Illustrierte Zeitung.

Ausgezeichnet sind die allerdings kurzen, aber gerade in ihrer Kürze meisterhaften Charakteristiken der verschiedenen Völker, der Staaten und ihres Wirtschaftslebens.

Neue Zürcher Zeitung.

Das inhaltlich so reiche und dabei so knapp gefasste, übersichtlich angeordnete Buch wird seinem praktischen Zweck als Nachschlagewerk für alle wichtigen Balkanfragen vollauf gerecht.

Staatsanzeiger für Württemberg.

Nicht ein für den Augenblick zusammengeschriebenes Buch, sondern ein tief schürfendes Werk. . . .

Tägliche Rundschau.

Zwischen Anden und Amazonas.

Reisen in Brasilien, Argentinien, Paraguay und Uruguay.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Mit 139 Abbildungen im Text und 8 Einschaltbildern,
größtenteils nach Originalaufnahmen des Verfassers.

Gehftet M. 12.—, gebunden M. 14.—

Wichtige Friedensaufgaben für deutschen Unternehmungsgeist.

Auf ein ganz bedeutendes Arbeitsfeld, vielleicht das größte noch auf dem Erdenball vorhandene, sucht der Verfasser deutsches Kapital und deutschen Unternehmungsgeist zu lenken und bewährt seine Meisterhaft, das beobachtete Leben, Natur und Kultur fesselnd zu schildern.

. . . Es ist eine uns leider noch viel zu wenig bekannte Welt, in die uns der Verfasser führt. Wer wäre berufener, sie mit sachkundiger Feder zu schildern, als Ernst von Hesse-Wartegg. Das Buch ist packend geschrieben bis zu Ende.

Kolonie und Heimat.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Illustrierter Katalog vortrefflicher Jugendschriften und
Geschenkbücher von der Verlagshandlung kostenfrei.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

416. 7866